



Tönnies-Forum

Rundbrief

der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e.V.

Inhalt

3 Editorial | 5 Wege und Ziele der Soziologie, *Ferdinand Tönnies* | 25 Tönnies im Licht meiner Erfahrungen, *Cornelius Bickel* | 36 Jan Friedrich Tönnies am Rockefeller-Institut in New York, *Volker Wunderlich* | 51 Abrechnungs-Kontrolle. Zum Essay über Sibylle Tönnies' „Des Kaisers neue Kleider“, *Konrad Ott* | 60 Der Maler und Graphiker Klaus Wrage, *Uwe Carstens*

Tönnies-Forum
Heft 1, 2010

Inhalt

Editorial	3
<i>Ferdinand Tönnies</i>	
Wege und Ziele der Soziologie	5
<i>Cornelius Bickel</i>	
Tönnies im Licht meiner Erfahrungen	25
<i>Volker Wunderlich</i>	
Jan Friedrich Tönnies am Rockefeller-Institut in New York	36
<i>Konrad Ott</i>	
Abrechnungs-Kontrolle. Zum Essay von Sibylle Tönnies	51
<i>Uwe Carstens</i>	
Der Maler und Graphiker Klaus Wrage	60

Impressum Tönnies-Forum. Rundbrief der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e. V. für ihre Mitglieder und Freunde. Erscheint mindestens zweimal jährlich. Der Bezug ist für Mitglieder im Jahresbeitrag enthalten, Nichtmitglieder können das Tönnies-Forum als Einzelheft (EUR 8,00) oder im Jahres-Abonnement (EUR 16,00) erwerben. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von Dr. Uwe Carstens (v.i.S.d.P.), Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e.V., Freiligrathstr. 11, D-24116 Kiel
Tel. +49 (0)431-55 11 07, Fax +49 (0)431-55 29 93.
E-mail ftg-kiel@t-online.de. FTG im Internet: <http://ftg-kiel.de>
2010, 19. Jahrgang, Heft 1 **ISSN 0942-0843**

Editorial

Prof. Dr. Lars Clausen, der seit Dezember 1978 Präsident der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft und seit 1988 federführender Mitherausgeber der Ferdinand Tönnies Gesamtausgabe ist, vollendete in diesem Jahr sein 75. Lebensjahr. Die Redaktion gratuliert sehr herzlich und wünscht dem Jubilar Gesundheit und Schaffenskraft.

Im Jahre 1910, also genau vor 100 Jahren, fand nach der Gründung der "Deutschen Gesellschaft für Soziologie" im Jahre 1909 der "Erste Deutsche Soziologentag" statt. Tönnies schreibt in seinen Erinnerungen: „Sie wählten mich in ihr Präsidium, und ich habe [...] die Eröffnungsrede über "Wesen und Ziele der Soziologie" gehalten. Ich hielt es für geboten, hier auch in dem Sinne objektiv zu verfahren, daß ich weniger meine persönliche Ansicht, und mehr die Idee [...] in den Vordergrund treten ließ; aber das hätte ich besonders aussprechen und hervorheben müssen, denn die Rede wurde gedruckt, als ob sie mein persönliches Programm enthielte“.¹ Tönnies hat sich zu diesem „persönlichen Programm“ dann aber ausführlich in seinen "Erinnerungen" von 1922 geäußert. Auf den ersten beiden Soziologentagen (1910 / 1912) wurde die „Ausscheidung der Werturteile“ (Tönnies), wie sie besonders von Max Weber, der überhaupt als das eigentliche geistige Haupt der Bewegung hervortrat, scharf betont. Sie spielte eine nicht geringe, aber oft missverstandene Rolle. Dabei hat Tönnies immer die Formel vorgezogen: strenge Beschränkung auf theoretische Erkenntnis; die Frage ob und in wie fern praktische Wissenschaften wie Ethik und Politik möglich seien, dabei aber offen gelassen. Am "Begrüßungsabend", Mittwoch 19. Oktober, zu welchem die Frankfurter Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften eingeladen hatte, hielt Georg Simmel einen Vortrag über 'Soziologie der Geselligkeit'. Das Forum gibt die Rede des Vorsitzenden Ferdinand Tönnies vom 20. Oktober wieder.

Cornelius Bickel, der in diesem Jahr aus dem aktiven Dienst der Christian-Albrechts-Universität ausscheidet, hielt im Rahmen eines Institutscolloquiums des Kieler Soziologischen Seminars im Februar 2010 einen sehr persönlichen Vortrag über seine Erfahrungen mit Ferdinand Tönnies, der eine enge Bindung an den Philosophen und Soziologen nicht leugnet. Bickel, der bereits 1988 mit seiner Dissertation 'Ferdinand Tönnies. Soziologie als skeptische Aufklärung zwischen Historismus und Rationalismus' einen Klassiker der Tönnies-Forschung vorgelegt hatte, bleibt der Wissenschaft allerdings als Mitherausgeber der Ferdinand Tönnies Gesamtausgabe erhalten.

Als die Zeitung im August 1934 darüber berichtete, dass ihr Sohn Jan Friedrich Tönnies „Das Rätsel der Hirntätigkeit“ gelöst habe, schnitt Marie Tönnies voller Stolz diesen Artikel aus und schrieb darüber: „Dieses Blatt ist mein Eigentum. Marie

¹ Ferdinand Tönnies, Eutin (Holstein), in: Raymund Schmidt (Hrsg.), Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Leipzig 1922, S. 199-234.

Tönnies“. Volker Wunderlich berichtet aus dem bewegten Leben des drittältesten Kindes von Marie und Ferdinand Tönnies, Jan Friedrich, der 1902 in Eutin geboren wurde und 1970 in Freiburg i.Br. starb, insbesondere aus der Zeit von 1936 bis 1939, als Jan Friedrich Tönnies vom "Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung" in Berlin-Buch zum "Rockefeller Institut for Medical Research" wechselte und dort große Anerkennung fand. Das 1901 von John D. Rockefeller gegründete Institut, das 1965 in Rockefeller University umbenannt wurde, brachte immerhin im Laufe seiner Geschichte 23 Nobelpreisträger hervor. Ob sich der Sohn von Ferdinand Tönnies ebenfalls in diese illustre Gesellschaft eingereiht hätte, muss unbeantwortet bleiben, da Jan Friedrich Tönnies 1939 nach Deutschland zurückkehrte. Die Forschungsarbeiten auf seinem Gebiet können sich aber mit den Leistungen seines Vaters durchaus messen.

Kaum ein Artikel im Tönnies-Forum hat so viel Resonanz hervorgerufen, wie die Kritik von Sibylle Tönnies an Jürgen Habermas. Dabei zeigte schon das aktuelle 'Habermas-Handbuch' (2009) von Hauke Brunkhorst, in dem der Taubes-Schüler Norbert Bolz ("Der Bundesphilosoph") einige scharfzüngige Beobachtungen machte, dass Habermas noch immer für eine Kontroverse gut ist. Ob Habermas, der im Juni 2009 seinen achtzigsten Geburtstag feierte, seinen Zenit bereits überschritten hat, bleibt ungewiss, denn man kommt um eine Auseinandersetzung mit Habermas wohl nicht herum. Im Zentrum des Werkes von Habermas steht seine Diskurstheorie, die davon ausgeht, dass nicht richtig sein könne, was nicht ausreichend diskutiert und in vorgeschriebener Form beschlossen worden sei. Und da wir nach dem Grundsatz „audiatur et altera pars“ verfahren, hat nun in diesem Forum der Philosoph und Ethiker Konrad Ott, der 1989 bei Jürgen Habermas promoviert wurde, Gelegenheit, zu den Ausführungen von Sibylle Tönnies Stellung zu nehmen. Konrad Ott wirkt seit 1997 als Professor für Umweltethik an der Universität Greifswald.

Schließlich setzen wir mit einer kleinen Arbeit von Uwe Carstens über den Maler und Graphiker Klaus Wrage die Reihe der Künstler fort, die Ferdinand Tönnies dargestellt haben.

Kiel, im Mai 2010

Uwe Carstens

Wege und Ziele der Soziologie

Von Ferdinand Tönnies¹

(Eingeleitet und kommentiert von Uwe Carstens)

Am Ende des 19. Jahrhunderts wurde in Deutschland unter "Soziologie" überwiegend eine von August Comte ausgehende geschichtsphilosophische positivistische Methode verstanden, die nach historischen Gesetzen des gesellschaftlichen Ganzen suchte. Ein soziologischer Diskurs fand vor allem innerhalb eines anderen Faches, der Nationalökonomie, statt. Nach der Analyse von Jürgen Habermas² war das Signum der Arbeiten der "Gründerväter" der deutschen akademischen Soziologie, Ferdinand Tönnies, Georg Simmel und Max Weber, vor dem Ersten Weltkrieg die „Verschränkung von Theoriekonstruktion und Zeitdiagnose“. Die einzelnen Kennzeichen dieser Verschränkung waren die „Reflexionen auf Vorläufertraditionen des Naturrechts und der Politischen Ökonomie, der Geschichtsphilosophie und des Positivismus“. Vor dem Ersten Weltkrieg vollzog sich die institutionelle Entwicklung überwiegend im außeruniversitären Raum, im "Verein für Socialpolitik"³ (VfSoPo) und der "Deutschen Gesellschaft

¹ Eröffnungsrede des Ersten Deutschen Soziologentages vom 19.-22. Oktober 1910 in Frankfurt a.M., in: Schriften der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Band I, Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentages. Reden und Vorträge, Tübingen 1911. Die "Deutsche Gesellschaft für Soziologie" (DGS) war am 3. Januar 1909 im Hotel Esplanade in Berlin von 39 Wissenschaftlern, die sich als Förderer einer herausziehenden Soziologie verstanden, aber keine hauptberuflichen Soziologen waren, gegründet worden. Zum Präsidenten wählte man Ferdinand Tönnies, der dieses Amt bis 1933 inne hatte. Im § 1 des Statuts der DGS heißt es: „Unter dem Namen "Deutsche Gesellschaft für Soziologie" ist eine Vereinigung gegründet worden, die ihren Sitz in Berlin hat. Ihr Zweck ist die Förderung der soziologischen Erkenntnis durch Veranstaltung rein wissenschaftlicher Untersuchungen und Erhebungen, durch Veröffentlichung und Unterstützung rein wissenschaftlicher Arbeiten und durch Organisation von periodisch stattfindenden deutschen Soziologentagen. Sie gibt allen wissenschaftlichen Richtungen und Methoden der Soziologie gleichmäßig Raum und lehnt die Vertretung irgendwelcher praktischen (ethischen, religiösen, politischen, ästhetischen usw.) Ziele ab“. An dem Ersten Deutschen Soziologentag nahmen u.a. Georg Simmel, Max Weber, Werner Sombart, Alfred Plöetz, Ernst Troeltsch, Eberhard Gothein, Andreas Voigt, Hermann Kantorowicz und natürlich Ferdinand Tönnies teil.

² Jürgen Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt a.M. 1981.

³ Adolf Held war seit 1873 der Sekretär des Vereins. Ihm gehörten Ökonomen wie Gustav von Schmoller (Vorsitzender 1890-1917) und Adolf Wagner an. Der Verein sah seine Aufgabe darin, die Politik des "Laissez-faire" in der Sozialpolitik, wie sie die deutschen Manchesterliberalen betrieben, zu bekämpfen, andererseits aber auch gegen die sozialrevolutionären Ideen des aufkommenden Sozialismus zu agieren. Die Gründer des Vereins wurden bald als "Kathedersozialisten" bezeichnet, weil sie, wie Schmoller es formulierte, „auf der Grundlage der bestehenden Ordnung die unteren Klassen soweit heben, bilden und versöhnen, dass sie in

für Soziologie" (DGS) – allerdings hatten nahezu alle relevanten Personen, die in den außeruniversitären Institutionen agierten und sich an den aktuellen soziologischen Diskursen beteiligten, eine starke Verbindung, meist in Form eines, nichtsoziologischen, Lehrstuhles, zur Universität. Der 1873 in Eisenach gegründete "Verein für Socialpolitik" und sein Medium, die "Schriften des Vereins für Socialpolitik", dienten sozialreformerisch orientierten Nationalökonomen, die "socialwissenschaftliche" und "socialpolitische" Antipoden zum bürgerlichen Liberalismus entwickelten, als ein Podium zur Verbreitung ihrer Vorstellungen. Als dann 1909 die DGS gegründet wurde, handelte es sich um den ersten Versuch einer Professionalisierung der soziologischen Forschung in Deutschland. So sind dann auch die Verhandlungsprotokolle des 1. Deutschen Soziologentages 1910 in Frankfurt, also vor 100 Jahren, ein Dokument der Etablierung einer neuen Wissenschaft.

Die Eröffnungsrede hielt Ferdinand Tönnies. Im Unterschied zu Tönnies' früherer Zurückhaltung spricht seine Rede über "Wege und Ziele der Soziologie" unverblümt aus, dass die Soziologie [...] in erster Linie eine philosophische Disziplin ist. Als eine solche verband sie immer schon, noch bevor es sie ihrem Namen nach gab, Tatsachenfragen mit normativen Fragen, „mit den Ideen einer gesitteten und guten Lebensführung und Lebensgestaltung“. „So ist denn die Entwicklung der reinen theoretischen Soziologie, die man auch Sozialphilosophie nennen mag“, mit Rechts-, Staats- und Wirtschaftsphilosophie immer eng verbunden gewesen. Doch zur Wissenschaft im eigentlichen Sinne wird diese Sozialphilosophie oder Soziologie erst dort, wo es ihr gelingt, sich von unmittelbaren praktischen Tendenzen des Lebens zu emanzipieren, d.h. das Denken vom Wünschen und Wollen zu befreien. Sozialphilosophie im Sinne von Tönnies ist die von unmittelbarer Praxisrelevanz und sozialer Relevanz und damit auch von Normativität befreite Reflexion auf die sozialen Beziehungen der Menschen und damit auch auf die in ihnen enthaltene Normativität. Überall vollzieht sich die Wendung zur Wissenschaft als Wendung zur Objektivität und Werturteilsfreiheit wissenschaftlicher Erkenntnis und als Abkehr von der Ethik, von Zwecksetzung menschlicher Wunschvorstellungen und Willensregungen. Selbst wenn also alles menschliche Erkenntnisstreben letzten Endes im Dienste des Wollens stehen sollte, darf dieses doch die Methoden und Gegenstände der Erkenntnis nicht prägen. Das stärkste Motiv der Formulierung der Wertfreiheit wissenschaftlicher Erkenntnis für Soziologie Hand in Hand mit Sozialphilosophie ist freilich der Wunsch der Befreiung von moralisierenden und vor allem politisierenden Debatten: „Wir wollen [...] uns nur beschäftigen mit dem, was ist, und nicht mit dem, was nach irgendwelcher Ansicht, aus irgendwelchen Gründen, sein soll“. Also ist der so verstandene (philosophische) Soziologe niemand, der beanspruchen könnte, nunmehr die soziale Frage zu lösen: er will lediglich die Problemknäuel entwirren, aber er bezieht nicht selbst, als Soziologe oder auch als Sozialphilosoph, eine politische Position: „[...] als Soziologen sind wir

Harmonie und Frieden sich in den Organismus einfügen“.

weder für noch wider Sozialismus, weder für noch wider Erweiterung der Frauenrechte, weder für noch wider Vermischung der Rassen [...]“. Diese Idee einer mit der reinen theoretischen Soziologie identischen Sozialphilosophie, vorgetragen im Rahmen der Programmrede der deutschen Soziologie, kehrt mit dieser Wendung zur Wertfreiheit und Objektivität sozialphilosophischen Denkens ab von der ursprünglichen neukantianischen Begründung der Sozialphilosophie, für die gerade das normative Element das Unterscheidende von aller bloß Tatsachen feststellenden Sozialwissenschaft gewesen war. Insoweit hat diese reine theoretische Soziologie, Sozialphilosophie oder (Tönnies greift Simmels Terminus auf) "philosophische Soziologie" im Wesentlichen mit den Begriffen zu tun, mit deren Hilfe wir in die Lage versetzt werden, die soziale Realität angemessen zu beschreiben. Diese Begriffe müssen einerseits deskriptive Adäquatheit gewährleisten können, andererseits müssen sie die Interdisziplinarität des Wissens, ja die philosophische letzte Einheit aller Erkenntnis ermöglichen. Sozialphilosophische Arbeit ist folglich Begriffsarbeit. Als solche unterscheidet sie sich von der empirischen Soziologie und den anderen Sozialwissenschaften, Normativ, moralisierend oder gar verwickelt in politische und moralische Parteienkämpfe dürfen aber weder die Soziologie noch die Sozialphilosophie sein. So ist dieses Tönniesche Programm einer Soziologie zugleich die Programmurkunde einer nicht-kantianisierenden, einer nicht-normativen Sozialphilosophie. Allerdings sind die Tönnieschen Verführungsversuche zu einer "wertfreien" Sozialphilosophie an der Seite der "wertfreien" Soziologie gescheitert. Die neukantianisch begründete Sozialphilosophie konnte und wollte nicht wertfrei sein, ja das macht teilweise ihr Selbstverständnis gegenüber der Soziologie aus, dass die Soziologie wertblind, sie selbst aber wertbewusst sei.

Die Eröffnungsrede von Ferdinand Tönnies auf dem ersten deutschen Soziologentag stand und steht häufig im Schatten der Redebeiträge von Max Weber.⁴ Aber gerade die Rede von Tönnies hat zum ersten Male die Fragen nach dem Gegenstand der

⁴ So verglich Max Weber während seines Geschäftsberichtes die Presse mit "kommandierenden Generalen", deren Bedeutung allein durch den Griff auf das "Gebiet des Überirdischen" angemessen umschrieben werden kann. Zur Soziologie des Vereinslebens spottete Weber: „Ein Mensch, der täglich gewohnt ist, gewaltige Empfindungen aus seiner Brust durch seinen Kehlkopf herausströmen zu lassen, ohne irgend eine Beziehung zu seinem Handeln, ohne daß also die adäquate Abreaktion dieses ausgedrückten mächtigen Gefühls in entsprechend mächtigen Handlungen erfolgt – und das ist das Wesen der Gesangsvereinskunst –, das wird ein Mensch, der kurz gesagt, sehr leicht ein "guter Staatsbürger" wird, im passiven Sinn des Wortes. Es ist kein Wunder, daß die Monarchen eine so große Vorliebe für derartige Veranstaltungen haben“. Außerdem widersprach Max Weber der Auffassung von Ernst Troeltsch, der "Das stoisch-christliche Naturrecht und das moderne profane Naturrecht" referierte, wonach „die "Kirche" im Vergleich zur Sekte die stärkste Fortpflanzungs-, Ausbreitungs- und Organisationskraft“ besitze. Weber hielt dagegen, dass in den USA – „nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ gemessen, [das] religiöseste Land“ – „das Christentum weit vorwiegend die Form der Sekten angenommen“ habe. (Max Weber, Geschäftsbericht in: Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentages, Frankfurt a.M. 1910, S. 39-62).

Soziologie nach ihrer methodologischen Begründung und nach ihrer Beziehung zu anderen wissenschaftlichen Disziplinen thematisiert und problematisiert, obwohl sie strenggenommen nicht sein persönliches "Programm" darstellte:

„Hochansehnliche Versammlung!

Ich habe die Ehre, im Namen des Präsidiums den Ersten Deutschen Soziologentag hiermit zu eröffnen.

Wenn es erlaubt wäre, in einem für heutige Gewohnheiten sehr gemäßigten Reklame-Stil zu reden, so möchte ich meine Rede beginnen mit den Worten: „Der Soziologie gehört die Zukunft“. Ich begnüge mich aber, die Erwartung und Hoffnung auszusprechen: „Die Soziologie hat eine Zukunft“. Ich habe aber mir weder vorgesetzt, – weil es ein viel zu großes Thema wäre – ihren gegenwärtigen Stand, noch ihre etwaige Zukunft zu behandeln, sondern will, mit Ihrer Erlaubnis, versuchen, die Wege und Ziele der Soziologie andeutend zu verfolgen, gemäß der Vorstellung, die der Begründung unserer Gesellschaft zugrunde gelegt wurde.

Die Soziologie ist in erster Linie eine philosophische Disziplin. Sie ist als solche viel älter als ihr Name; der Name hat sie nicht geschaffen, auch der Erfinder des Namens hat sie nicht ins Leben gerufen. Die Spekulationen über das Wesen der menschlichen Gesellschaft, insbesondere der politischen Verbindungen, hingen immer mit den Ideen einer gesitteten und guten Lebensführung und Lebensgestaltung nahe zusammen. Die Philosophen sollten ja Wegweiser des Lebens sein, sie wollten die richtigen Wege finden und führen. So ist denn die Entwicklung der reinen theoretischen Soziologie, die man auch Sozialphilosophie nennen mag, unablässig von der Geschichte der Rechtsphilosophie, mithin auch von der allgemeinen Staatslehre, von denen in neueren Zeiten die Theoreme vom richtigen wirtschaftlichen Leben, vom Wohlstande, und, im Anschluß daran, von den natürlichen und gesetzmäßigen Zusammenhängen der Produktion, des Austausches und der Konsumtion, sich abgezweigt haben. Wir bemerken nun sogleich, daß in diesen Gebieten alles Erkenntnisstreben sich langsam und schwierig ablöst von Zweckvorstellungen, mit anderem Worte, vom Wünschen und Wollen, also von praktischen Ideen und Tendenzen. Auch kann diese Scheidung vielleicht nie vollständig und absolut vollzogen werden. Im organischen Leben begegnen uns überall die Gegensätze des Normalen und der Anomalien, der physiologischen und der pathologischen Erscheinungen, des Gesunden und des Kranken, des Lebensgewissen und des dem Untergange Verfallenen. Kein Wunder daher, daß auch das soziologische Denken um das natürliche, normale oder richtige Recht, um den rationalen und den besten Staat, um ideale Gesetzgebungen als die von der Natur oder von der Vernunft gebotenen immer sich innig bemüht hat; daß also seine Lehren als ein Bestandteil der allgemeinen philosophischen Ethik erschienen, die noch neuerdings von berufener Seite als das eigenste Problem, als das Zentrum der Philosophie, worin sie ihre Selbständigkeit und Eigenart und alsbald auch ihre Einheit gewinnt, bezeichnet wurde.

Es liegt mehr als zufällige Notwendigkeit in diesem Zusammenhange, es ist in der Tat ein wesentlicher Zusammenhang; denn im letzten Grunde steht all unser Denken und Erkennen im Dienste des Wollens; und so roh die Berufung auf den Nutzen erscheinen mag, so wenig dem einzelnen Forscher an der Anwendbarkeit und Verwertung seiner Ergebnisse gelegen sein mag – als soziale Erscheinung ist auch das Gedeihen und der Fortschritt aller Wissenschaft irgendwie bedingt, so dünn auch oft die verbindenden Fäden sind, durch soziale Bedürfnisse, die es tragen und fördern, und die sozialen Bedürfnisse richten sich immer auf die Bekämpfung, so sehr als möglich die Überwindung, sozialer Übel, sie ringen um die Gestaltung und Erreichung sozialer Güter, der menschlichen Ideale. Es möge dahingestellt bleiben, ob es absolute Übel, absolute Güter für die Menschen gebe. Die philosophische Ethik und Rechtsphilosophie, in ihrer traditionellen Gestalt, ruhen auf der Annahme, daß diese Frage zu bejahen sei. Im 18. Jahrhundert glaubte man daran; im 19. ist man überwiegend kritisch, ja skeptisch dagegen geworden. Aber auch die Ethik, und vollends die Rechtsphilosophie, insbesondere das rationale "Naturrecht" haben einen objektiven begrifflichen Erkenntnisgehalt, der von Bejahung oder Verneinung jener Frage unabhängig ist: das ist eben ihr soziologischer, oder sozialphilosophischer Gehalt, eine Lehre von den möglichen und wirklichen, (daher auch von den notwendigen) sittlichen und rechtlichen Beziehungen, Verhältnissen und Verbindungen der Menschen. Diese Lehre läßt sich namentlich aus dem "Naturrecht" herauschälen, um ein Stück höchst wichtiger theoretischer Soziologie aus ihr zu gewinnen. Denn Differenzierung, Scheidung, Arbeitsteilung ist ja das große Gesetz der Entwicklung. Darum wachsen und entfalten die Wissenschaften sich umso kräftiger, je mehr sie von allen unmittelbaren und mittelbaren Einflüssen der Willenstendenzen der praktischen Interessen sich ablösen und befreien. Je mehr sie ihre eignen Wege gehen und die Erkenntnis der Begriffe, ihrer Zusammenhänge und Konsequenzen, sowie Erkenntnisse der Tatsachen, ihrer Ursachen und ihrer Wirkungen zum Selbstzweck erheben und den Praktikern überlassen, ob sie und welchen Gebrauch sie von den Erträgen des reinen Denkens und Forschens machen wollen. In Bezug auf die Begriffe und Tatsachen des sozialen Lebens hat dies Leitmotiv noch nicht genügende Anerkennung und Würdigung gefunden. Die Idee der reinen theoretischen Einsicht, der Betrachtung und Beobachtung sozialer Vorgänge unserer Umgebung, als ob sie Vorgänge auf dem Monde wären, die uns gar nichts angehen, die Ansicht der menschlichen Leidenschaften und Bestrebungen, als ob sie Winkel im Dreiecke oder berechenbare Kurven wären, sieht in den heutigen, zumal den öffentlichen Betrieb dieser Disziplin noch ziemlich fremd hinein. Freilich ist an den deutschen Universitäten die theoretische von der praktischen Nationalökonomie getrennt worden. Dies bedeutete für die Theorie allerdings einen großen Fortschritt, auch hält sich die praktische oder Volkswirtschaftspolitik vorzugsweise an die Beschreibung der tatsächlichen Verhältnisse, in die sich der Staat im wirtschaftlichen Leben gesetzgeberisch gestellt hat und noch steht. Sie hat vorzugsweise einen historischen und statistischen Charakter, aber sie pflegt

sich doch nicht des Versuches zu enthalten, wissenschaftlich zu begründen, was sein sollte, was das heilsame und richtige sei, und wenige Gelehrte wird es geben, die nicht den Gedanken, daß sie dabei durch irgendwelche andere Beweggründe und Interessen bestimmt würden, als durch ihre Sorge für das Gemeinwohl, durch ihre freie und redliche Überzeugung, daß eine solche und solche Politik allein richtig sei – die nicht jeden Verdacht einer außerwissenschaftlichen Motivierung mit Entrüstung von sich wiesen. Sie meinen, wie der Arzt am Krankenbette, auf Grund einer wohlüberlegten, zutreffenden Diagnose, das Rezept zu verschreiben, dessen Inhalt die Heilung des Kranken bewirke oder wenigstens befördere, oder wie der Hygieniker die Diät und das Regime zu gebieten, das zur Erhaltung und Stärkung der Gesundheit dienlich oder sogar notwendig sei.

In der Tat weiß auch das Publikum den Unterschied wohl zu würdigen, ob etwa ein berühmter Gelehrter das Argument des Freihandels geltend macht, oder ob der Inhaber einer Welthandelsfirma im gleichen Sinne sich ausspricht – von diesem verlangt es nicht, daß seine Meinung durch etwas anderes als durch sein Interesse bestimmt werde, von jenem erwartet es ein unparteiisches Urteil – der Denker soll über den Parteien und Interessen stehen. Dies ist wirklich in einem nicht geringen Maße der Fall, wenn gleich dadurch nicht ausgeschlossen wird, daß sein Urteilen, sein Wertschätzen, sein Streben, wie seine ganze Persönlichkeit mit ihrem Temperament, ihrem Charakter, ihrer Weltanschauung, wesentlich bedingt wird durch seine Abstammung und Erziehung, darin wurzelnde Gefühle und Neigungen, wie Abneigungen, durch persönliche und sachliche Zusammenhänge mit seiner Umgebung wie mit seiner eigenen Vergangenheit, daß es also von dem Einflusse, oder sagen wir von den Banden des Wollens und Wünschens niemals sich völlig befreien kann, und daß dies Wollen und Wünschen, so rein es subjektiv auf ein Allgemeines gerichtet sein möge, objektiv-tatsächlich doch eine Seite, einen Teil vorzieht, an den eben, zumeist aus mehr als einer Ursache, das eigene Wohl oder doch die eigene Stimmung unlösbar geknüpft zu sein pflegt. Nur hieraus ist zu erklären, daß jede Seite, jede Partei, ihre Denker hat, ihre geistigen und wissenschaftlichen Förderer, ihre vielleicht subjektiv unparteiischen Parteigenossen, die sie nicht, wie Sachwalter, Sekretäre und Redner, mit Geld, sondern höchstens mit Achtung und Ehre, bezahlen kann und will – denn „das sind sie alle, alle ehrenwert“, wie wir zu ihrer Ehre annehmen mögen.⁵

Auch am Krankenbette gibt es verschiedene Meinungen konsultierender Ärzte, nicht nur über das Wesen der Krankheit, ihren voraussichtlichen Verlauf usw., sondern, zum Teil infolge davon, auch über die richtige Behandlung, die zweckmäßigen Heilmittel. Hier ist wenigstens der Zweck deutlich und leicht begreifbar: die Gesundheit und das möglichst lange Leben des Patienten. Gewiß: so wollen wir alle auch die

⁵ Zitat: „Denn Brutus ist ein ehrenwerter Mann; das sind sie alle, alle ehrenwert“. Shakespeare, Julius Cäsar 3, 2, in Schlegel-Tiecks Übersetzung (im Original: For Brutus is an honourable man, so are they all, all honourable men).

Gesundung und das möglichst lange Leben unseres Volkes, oder, was freilich schon ganz andere Standpunkte bezeichnet, der Menschheit, der westeuropäischen Kultur oder wie wir sonst unsere Ideale bezeichnen mögen – auch wenn wir an unsere Nation uns halten, so ist sie bei weitem nicht ein so einfaches, sinnlich wahrnehmbares Wesen, an dem sich die Zeichen der Gesundheit oder Krankheit so leicht erkennen lassen, wie am einzelnen Menschen; und die Analogie versagt an vielen Stellen gleich der zugrunde liegenden vom sozialen Körper oder Organismus. Eine konjekturale und dem Irrtum stark ausgesetzte Kunst ist auch die Medizin; aber wir vertrauen uns selber, wir vertrauen den uns teuersten Leib dem Gutachten eines Arztes, in schweren Fällen dem Beschlusse eines Kollegiums an; freilich behalten wir uns selber oder dem Kranken die Entscheidung vor, ob etwa eine lebensgefährdende Operation geschehen solle. In der sozialen Pathologie sind Patient und Ärzte nicht einmal scharf und offenbar getrennte Personen. Die Nation kann nur durch – berufene oder ausgewählte? – Vertreter sprechen, und diese wollen zugleich ihre Ärzte sein. Ob sie, ob Teile von ihr überhaupt für krank zu erachten sei, darüber herrscht keineswegs Übereinstimmung, geschweige über die Natur der Krankheit, über den Sitz des Übels. Und wenn in manchen gegebenen Fällen die Übereinstimmung der gesetzgebenden Faktoren, von denen jeder mit Stimmenmehrheit beschließt, dem Ergebnisse einer ärztlichen Beratung verglichen werden kann, so ist es fast immer höchst fragwürdig, ob und wie weit von diesen Faktoren auch nur der Anspruch auf ein wissenschaftlich begründetes Urteil mit Recht erhoben werden möge; tatsächlich gibt das wissenschaftlich unbegründbare Wünschen und Wollen regelmäßig und anerkanntermaßen den Ausschlag. Vollends ist dies der Fall, wenn die Laune und die mehr oder minder geringe Einsicht eines einzigen Menschen, der gleich einem unter wilden Völkerschaften waltenden Zauberpriester auf Eingebung und Gnade der Götter seine vermeintliche Weisheit zurückführt, wenn ein Wille von dieser Art die bestimmende Macht im Staate wie in der Kirche darstellt.

Es bleibe dahingestellt, ob nicht der Aberglaube selber ein wesentliches Element der Kraft und Stärke des Willens, der Energie, die von des Gedankens Blässe nicht angekränkt ist, bedeute.⁶ Ich meine allerdings, daß dies in hohem Maße der Fall ist, und das gleiche gilt von allen Leidenschaften und Begeisterungen, von allen parteiischen Vorurteilen und vorgefaßten Meinungen, es gilt von der Blindheit und Einfalt des Gemütes, die oft in Unschuld „ahnt, was kein Verstand der Verständigen sieht“⁷, also auch zuversichtlich ist, wo die Reflektion skeptisch und zaghaft macht. Und doch wird uns diese Anerkenntnis niemals bewegen, einem kindlichen Gemüte in irgend

⁶ Zitat von William Shakespeare aus der Tragödie "Hamlet, Prinz von Dänemark", 3. Aufzug, 1. Szene. Im Zusammenhang: „Daß wir die Übel, die wir haben, lieber Ertragen als zu unbekannten fliehn. So macht Bewußtsein Feige aus uns allen; der angeborenen Farbe der Entschließung wird des Gedankens Blässe angekränkt“.

⁷ Zitat von Friedrich von Schiller: „Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt“, aus: Die Worte des Glaubens.

einem Sinne unser Schicksal anzuvertrauen; so wenig die Gesetzgebung zur Bekämpfung sozialer Übel, als die Heilung unseres Körpers, als den Bau unserer Häuser oder Schiffe machen wir von Eingebung natürlicher oder gar übernatürlicher Art abhängig, wenn wir vernünftige, besonnene, gereifte Menschen sind – ob wir dies sind, und wie viele solche namentlich in Angelegenheiten des Gemeinwohles es schon gebe, das ist eine andere Frage.

Die Menschheit ist in ihrem dunklen Drange doch wohl des rechten Weges sich hinlänglich bewußt⁸, daß Vernunft und Wissenschaft ihre allerhöchste Kraft darstellen, daß sie diesen Wegweisern allein auf die Dauer, und je mächtiger, je mehr sie innerlich gefestigt und zusammenhängend werden, um so mehr vertrauen soll und will.

Wir dürfen auch nicht uns daran irre machen lassen, daß eben für die politische Praxis endlich die wissenschaftliche Erkenntnis zu richtiger und entscheidender Geltung kommen muß, daß durch sie das parteiische Wollen zu einem Totalitäts-Wollen erhoben werden kann, daß der Staatsmann wenigstens annähernd mit derselben Sicherheit und Gewißheit wie der Arzt erkenne, was notwendig, was richtig und heilsam ist, und daß nach dieser Erkenntnis zu handeln die gesetzgebenden Körperschaften als von selbst verständliche Pflicht verstehen werden.

In das Licht dieses großen Zukunftsgedankens möge die Soziologie sich stellen, die der Erfinder ihres Namens vor- wie nachher unter dem gleichen Gesichtspunkte auch positive Politik nannte; positiv aber bedeutete für ihn streng wissenschaftlich, im Gegensatz zu theologischen und metaphysischen Vorbegriffen und Voraussetzungen.

Niemand von uns aber glaubt, daß die Sache so einfach ist, wie Auguste Comte⁹ sie sich dachte; der durch seine Philosophie der Geschichte und das Gesetz der 3 Stadien des Erkennens das Programm für unser Zeitalter hinlänglich zu begründen meinte, nach einem Schema, das ganz der Hegelschen Dialektik von These-Antithese-Synthese analog ist, und sich darin resümiert, daß die Aufgabe der wissenschaftlichen Politik sei, die soziale Ordnung, die im Mittelalter als Gebilde theologischer Politik in der Kirche bestanden habe, verbunden mit der Freiheit und dem Fortschritt, den ihre Negation, die metaphysische Politik und die Revolution ins Leben gerufen habe, also auf neuer Basis wiederherzustellen.¹⁰

Wir lassen alle Zukunfts-Programme, alle sozialen und politischen Aufgaben aus dem Spiele; nicht weil wir sie verachten, sondern in Konsequenz des wissenschaftli-

⁸ Zitat von Johann Wolfgang von Goethe: „Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt“, Faust I (Prolog im Himmel).

⁹ Isidore Marie Auguste François Comte (1798-1857) französischer Mathematiker, Philosoph und Religionskritiker.

¹⁰ Nach Comte durchläuft das menschliche Denken (die Vorstellung und die Erkenntnis nacheinander), drei Stadien (Dreistadientheorie / *théorie des trois états*). Zu Beginn steht das theologische bzw. fiktive Stadium, dann das metaphysische bzw. abstrakte Stadium, um schließlich das wissenschaftliche bzw. positive Stadium zu erreichen.

chen Gedankens, weil wir die Schwierigkeiten, solche Ideen wissenschaftlich zu begründen, einstweilen für unüberwindbar halten; weil wir auch von denen, die darüber anderer Ansicht sind, die z.B. „wissenschaftlichen Sozialismus“ vertreten, erwarten, daß sie damit einverstanden sein werden, das Gebiet der Soziologie außerhalb solcher Streitfragen zu setzen und abzugrenzen, es auf die so viel leichter lösbareren Aufgaben objektiver Erkenntnisse der Tatsachen einzuschränken. Wenn gleich eingeräumt werden muß, daß die vollkommene Objektivität ein unerreichbares Ideal bedeutet, so kann man sie doch mit aller Energie des Willens zur Erkenntnis erstreben und durch solches Streben sich ihr bis zu unbestimmbarem Grade nähern: und dies sei unser Programm.

Wir wollen also als Soziologen uns nur beschäftigen mit dem was ist, und nicht mit dem, was nach irgendwelcher Ansicht, aus irgendwelchen Gründen, sein soll. Unser nächstes Objekt ist die gegenwärtige Wirklichkeit des sozialen Lebens in ihrer unausmeßbaren Mannigfaltigkeit; von ihr aus führt der Blick notwendig zurück in die Vergangenheit, bis zu den Anfängen und Keimen der noch bestehenden, wie der untergegangenen Institutionen und Ideenwelten; tastet der Blick auch voraus in die Zukunft, aber nicht um sie zu gestalten, um ihr etwas vorzuschreiben, sondern lediglich als Prognose, um die wahrscheinliche fernere Entwicklung bestehender Zustände, Ordnungen, Anschauungen, nach Möglichkeit vorauszubestimmen, wobei dann die etwa vorauszusehende Rückwirkung solcher Erkenntnis auf die Handlungen der Menschen, auch auf unsere eigenen Handlungen, einer der mitwirkenden Faktoren ist, der in die Rechnung einzusetzen ist und die Prognose selber modifizieren kann.

Ich bin von dem Satze ausgegangen, daß die Soziologie in erster Linie eine philosophische Lehre sei. Als solche hat sie es wesentlich mit Begriffen zu tun, mit dem Begriffe des sozialen Lebens, mit den Begriffen sozialer Verhältnisse, sozialer Willensformen und sozialer Werte, sozialer Verbindungen, also unter anderen die Begriffe der Sitte und des Rechtes, der Religion und der öffentlichen Meinung, der Kirche und des Staates; sie muß diese Begriffe bilden, d.h. sie für den Gebrauch zurecht machen, sie schmieden und behauen, um die Tatsachen der Erfahrung wie an Nägel daran zu hängen oder wie mit Klammern zu ergreifen; sie hat in diesem Bereiche nicht sowohl direkt die Erkenntnis der Tatsachen, sondern die zweckmäßigsten, tauglichsten Geräte für solche Erkenntnis herzustellen: eine überaus wichtige, von den bloßen Empiristen oft sehr zu ihrem Schaden gering geschätzte Aufgabe. Solcher kurzsichtigen Geringschätzung entsprang es, wenn im Jahr 1841 der Herausgeber der damals angesehensten physikalischen Zeitschrift die eingesandte Arbeit Julius Robert Mayers „Über die quantitative und qualitative Bestimmung der Kräfte“, worin der Zellkern der ganzen heutigen Energetik enthalten war, nicht einmal einer Antwort würdigte und sogar die geforderte Rücksendung des Manuskriptes verabsäumte. Von ähnlicher Kurzsichtigkeit sind wohl auch in den Annalen der Sozialwissenschaften Beispiele erlebt worden.

Die philosophische Soziologie hat aber jenseits dieser Skulptur der Begriffe noch

eine weitere Aufgabe. Sie will die Zusammenhänge mit den anderen Wissenschaften, die man auch im Comte-Spencerschen Sinne die früheren nennen kann, darstellen. Denn Philosophie will Einheit der Erkenntnis, will so sehr als möglich aus einfachen Prinzipien ableiten, will die notwendigen Richtlinien des Seins und des Denkens deduzieren. Den allgemeinen Gesetzen der Erscheinungen, die von den Denkgesetzen aus die Materie wie den Geist, die Materie als Geist, den Geist als Materie bedingen und bestimmen, unterliegen notwendig auch die Tatsachen des Lebens, daher des menschlich-sozialen Lebens; die Erhaltung der Energie muß in den Erscheinungen der Wirtschaft, wie des Rechtes und der Politik, in der gesamten Gedankenwelt, die diese Kulturphänomene durchdringt, wiedererkennbar sein, wie grenzenlos verwickelt auch diese Abhängigkeiten sein mögen. Diese Verwickelungen reizen das spekulative Denken, dessen Wandeln auf Schwindel erregenden Gebirgspfaden wir bewundern, auch wenn es auf Irrwege führt, und wenn auch Abstürze nicht selten erfolgen. Ein großes Beispiel dieses monistischen Gedanken-Alpinismus hat auch in Anwendung auf Soziologie Herbert Spencer gegeben, indem er in genialischer Weise die Formeln der Entwicklung aus den allgemeinen Prinzipien der Bewegung zu entwickeln versuchte; mangelhaft war sein Gelingen, aber der Größe seines Wollens wird nur gerecht werden, wer ein ähnliches Werk mit geringeren Mängeln zu leisten vermag. Denn, was immer man mit Recht an Spencer aussetzen möge: er war ein kraftvoller und ernster, ein großer Denker, wir werden so bald nicht seines gleichen sehen.¹¹

Das deduktive Verfahren des Soziologen muß insonderheit die Wahrheit der Biologie und derjenigen der Psychologie zugrunde oder vielmehr in die Höhen legen, denn das soziale Leben ist eine Erscheinung des Lebens, dessen Wesen nicht notwendig das Individuum voraussetzt – hier liegen die Ursprünge, hier auch der begrenzte Sinn der "biologischen Analogien" und der organizistischen Ansicht des sozialen Lebens, sie fordert aber die Psychologie zu ihrer notwendigen Ergänzung, sei es nun, daß Instinkte, Gewohnheiten, Aberglauben, oder daß erkannte Bedürfnisse, bewußte Interessen als verbindende Elemente zwischen den Menschen gedacht werden, deren einfachste soziale Verhältnisse auch unter Tieren beobachtet werden, so daß man mit

¹¹ Herbert Spencer (1820-1903) war ein englischer Philosoph und Soziologe. Wie Saint-Simon, Auguste Comte oder Karl Marx suchte Spencer nach einer Erklärung gesellschaftlichen Wandels bzw. der Entwicklungsstufen einer Gesellschaft. Beeindruckt von den Thesen Lamarcks wandte Spencer diese in "Soziale Statik" (1851) erstmals auf soziale Systeme an. Lamarck postulierte, dass die Evolution der Lebewesen aufgrund äußerer Faktoren stattfindet, während das gängige sozialwissenschaftliche Paradigma jener Zeit, der Positivismus, die Gesellschaft nur mit gesellschaftlichen Faktoren erklärte. In "Soziale Statik" beschreibt Spencer die Gesellschaft als einen "Überorganismus" mit Organen, die den Lamarckschen Gesetzen von Wachstum und Niedergang folgen. Siehe dazu: Uwe Krähnke, Herbert Spencer, in: Ditmar Brock/Uwe Krähnke/Matthias Junge, Soziologische Theorien von Auguste Comte bis Talcott Parsons, München 2007, S. 79-98. Jean-Baptiste Chevalier de Lamarck (1744-1829) war ein französischer Botaniker und Zoologe. Er ist der Begründer der modernen Zoologie und prägte den Begriff "Biologie". Als erster legte er eine ausformulierte Evolutionstheorie vor.

einem vagen Begriffe sogar "Tierstaaten" von altersher behauptet hat. Ganz allgemein also auch für die Tatsachen des menschlichen Zusammenlebens gelten die Gesetze des Lebens, nämlich der immer erneute Stoffwechsel und die immer erneute Reproduktion, also die Gesetze der Erhaltung und Vermehrung, von denen die Bevölkerung, die wir als Träger eines sozialen Systems betrachten, abhängt. Ebenso lassen sich aber aus den allgemeinen Ursachen animalischer Bedürfnisse und ihrer Gefühle die wahrscheinlichen, ja mehr oder minder gewissen Wirkungen in jeder menschlichen Gemeinschaft und Gesellschaft ableiten. In der wachsenden Kultur sind sie unendlich vermannigfalt: aber ihre Grundzüge lassen sich in aller ökonomischen, aller politischen, und aller geistigen Kultur unschwer wiedererkennen. Diese Arten der Kultur bedingen und durchdringen einander; in allen macht sich die natürliche Trennung der Geschlechter, wie der Altersschichten, die Scheidung herrschender und beherrschter Stände und Klassen, die Gegensätze von Stadt und Land, Kriege und Wettkämpfe zwischen Nachbarn, die Gemeinsamkeit und die Teilung der Arbeit, die Ausbreitung des Tausches und also des Handels; in allen die Macht der Überlieferung, des Herkommens, der Sitte und im Anschlusse daran des Rechtes, also der Gerichte und der Gesetze; in allen und wiederum in engstem Zusammenhange mit den zuletzt genannten Kräften, der Einfluß abergläubischer Vorstellungen, der Religion, also der erdichteten Wesen sich geltend, die in Priestern ihre irdischen Stellvertreter haben. In allen Entwicklungen aber die fördernde, aber auch zerstörende und umgestaltende Gewalt der zunehmenden Erfahrung und besonders des gesteigerten, verallgemeinernden Denkens, das in Kapitalismus, in Staat und Wissenschaft die "Revolution" organisiert, die, auch früheren Zivilisationen nicht fremd, doch mit ganz unerhörten Wirkungen auf Technik, Rechts- und Geistesleben die letzten 4 Jahrhunderte, und vor allem das 19. Und seine Fortsetzung, in deren Anfängen wir erst stehen, erfüllt hat.

Und hier finden wir uns in das dichte Netz der schweren Probleme, der aufregenden Fragen verschlungen, die in den Parteikämpfen des modernen Lebens hin- und her gewälzt werden. Der Soziologe, wie wir ihn verstehen, macht sich nicht anheischig, irgend eines dieser Probleme zu lösen, er legt sich als solcher vollkommene Abstinenz auf – was natürlich nicht hindern kann oder soll, daß dieselbe Person als Politiker sich in ausgesprochenstem Sinne geltend mache –, aber der Soziologe muß allerdings nach dem Verdienste streben, diese Probleme zu entwirren, sie begrifflich und genetisch verstehen zu lehren, dadurch vielleicht zu einer sinnvolleren, eben dadurch wohl auch zu einer leidenschaftsloseren Auffassung weltbewegender Fragen beizutragen. Was für die soziale Frage im allgemeinen, das gilt ebenso für die ihr nahe verwandten Angelegenheiten und Reformen: als Soziologen sind wir weder für noch wider Sozialismus, weder für noch wider Erweiterung der Frauenrechte, weder für noch wider Vermischung der Rassen, wir finden aber in allen diesen Fragen, in der Sozialpolitik wie in der Sozialpädagogik und Sozialhygiene, Probleme auch für die auf das Tatsächliche gerichtete Erkenntnis; an dieser findet die Soziologie als solche ihre Grenzen, ohne sich anzumaßen, irgendwelche Ideen und Bestrebungen, die etwas anderes wollen,

fördern oder hemmen zu wollen. Ob Förderung oder Hemmung aus der richtigeren Erkenntnis entspringe, das ist eine andere Frage. Im Allgemeinen kann es allerdings erwartet werden.

Aber dies ganze Gebiet ist nicht das eigentliche Gebiet einer soziologischen Gesellschaft. Die Philosophie der Geschichte und des sozialen Lebens wird immer das Gepräge der einheitlichen Konzeption eines individuellen Geistes tragen, dem sich lernend, mitarbeitend, weiterführend und ergänzend fähige Jünger anschließen werden; aber eine Schule ist etwas anderes als ein Verein. Eine wissenschaftliche Sozietät beruht auf der Gleichheit ihrer aktiven und ordentlichen Mitglieder; auch ihr weiterer Kreis verhält sich wesentlich unterstützend, nicht wesentlich empfangend zu ihr. Im engeren besteht sie aus Bürgern, die zu dem gemeinsamen Zwecke beitragen, in unserem Falle aus Fachgenossen vieler verschiedener Disziplinen, die teils ihrem Wesen nach sozialwissenschaftliche Disziplinen sind, teils eine mehr oder minder ausgesprochene sozialwissenschaftliche Seite haben.

Es handelt sich hier nicht um ein System, um mehr oder minder abgerundete Theoreme, nicht um Begriffe und Deduktionen, sondern um Forschungen und Untersuchungen. Ihre Methode ist die Beobachtung und die Induktion. Die Aufgabe ist, wissenschaftliche Erfahrungen mannigfacher Art in einem soziologischen Brennpunkte zu sammeln. Allerdings können auch begriffliche Erörterungen, mithin Probleme der reinen Soziologie in einem Verein erörtert werden und wir wünschen sehr, daß es geschehen möge. Aber das Zusammenwirken, die planmäßige Kooperation ist etwas anderes als die Disputation. Jene ist es vorzugsweise, die eine Organisation der Kräfte notwendig macht.

Alle solche Forschungen können durch Orientierung an der begrifflichen und systematischen Soziologie, sofern deren Begriffe zweckmäßig, ihre Deduktion exakt sind, an Kraft gewinnen, in die Tiefe wachsen. Noch mehr aber bedarf diese, die reine Soziologie, der empirischen Bestätigungen und Berichtigungen, sie muß ihre Begriffe immer neu revidieren, ihre Deduktionen prüfen und verifizieren, sie wird immer der Wahrheit eingedenk sein, daß die kritisch gereinigte Erfahrung einzige Quelle aller tatsächlichen Erkenntnis ist, und daß die Wirklichkeit viel zu kompliziert ist, zu mannigfachen Einflüssen unterliegt, als daß die Herleitung von einzelnen isoliert oder auch von mehreren verbundenen Ursachen auch nur der Regel nach genügen und die adäquate Erklärung begründen könnte. Gewisse höchst bedeutende Probleme, z.B. das des Verhältnisses zwischen den ökonomischen, den politischen und den rein geistigen Ausdrücken des menschlichen Zusammenlebens, müssen sowohl deduktiv als induktiv erörtert, sowohl rational als empirisch begriffen und der Lösung entgegengeführt werden. Nur dadurch kann z.B. die Diskussion der sogenannten materialistischen Geschichtsauffassung fruchtbar gemacht werden.

Eine empirisch beglaubigte Soziologie wird aber nur aus unzähligen, methodisch-induktiven Forschungsergebnissen zusammengesetzt werden können. Sie wird zu den

Einzelwissenschaften, die ihr Beiträge widmen, empfangend und lernend sich verhalten, wenn gleich sie auch jede einzelne, schon vermöge der Wechselwirkung zwischen verwandten Erkenntniszweigen, befruchten und bereichern kann.

Ich betrachte zunächst diejenigen Wissenschaften, die eine auf das soziale Leben sich beziehende Seite haben.

Unter ihnen steht ihrer Natur nach voran die Anthropologie: deren logischer Begriff müßte die Gesamtheit des sozialen Lebens des Menschen als Gegenstand umfassen, ihr wirklicher Begriff beschränkt sich aber auf die Erforschung der einzelnen Menschen unter bestimmten Gesichtspunkten. Sie wird in verschiedenen Ländern verschieden verstanden und begrenzt. Auch wie ihre Lehre im deutschen Sprachgebiet aufgefaßt wird, bietet darin der Mensch eine physisch, eine psychische und eine soziale Seite dar. Unter jedem dieser Gesichtspunkte ist die Einteilung der Menschheit in Rassen und Unterrassen, in natürliche Völkerschaften und Stämme, die Beobachtung der verschiedenen hereditären Anlagen und Neigungen für eine wissenschaftliche Ansicht der Entwicklung der Menschheit und der Völkerschicksale grundlegend. Die Frage nach dem relativen Anteil dieser und der übrigen natürlichen Faktoren, die wohl als das "Milieu" zusammenbegriffen werden, an der Kausalität einer Kultur, nach ihrer gegenseitigen Bedingung, gehört zu den bedeutendsten Aufgaben der soziologischen Analyse, die sich hier auf anthropologische wie auf andere naturwissenschaftliche Forschungen, auf geologische und besonders auf geographische stützen muß; die "Anthropogeographie" ist in diesem Sinne als ein besonderes Arbeitsgebiet abgeschnürt worden. Geographie und Anthropologie sind in der Tat ja nicht voneinander zu trennen; eben darum muß auch die soziologische Ansicht des Menschen sich immer auf die geographischen Tatsachen zurückbeziehen. – Die Psychologie – wie sie allgemein verstanden wird als Lehre vom Seelenleben des einzelnen Menschen – würde in einer logischen Klassifikation der Wissenschaften ganz in den Bereich der Anthropologie fallen. Wird sie aber als Lehre vom Seelenleben überhaupt interpretiert, so hat sie keinen genügenden Grund, den einzelnen Menschen zuerst ins Auge zu fassen, sondern findet sich den Tatsachen gemeinsamen – kollektiven – Seelenlebens gegenübergestellt, aus denen zu einem sehr großen Teile das Individuelle abgeleitet und erklärt werden muß. Unter zwiefachen Namen hat sich diese Betrachtung wissenschaftlich entwickelt: der Terminus "Völkerpsychologie" ist in Deutschland ausgeprägt und noch neuerdings durch das Werk eines Meisters propagiert worden. Wundt¹² verglich ehemals die drei Gebiete gemeinsamen geistigen Lebens, die seine Völkerpsychologie anfangs darstellen wollte, mit der Trinität Vorstellung, Gefühl und Wille

¹² Wilhelm Maximilian Wundt (1832-1920) war Physiologe, Philosoph und Psychologe. Er gilt als der Begründer der Psychologie als eigenständiger Wissenschaft und als Mitbegründer der Völkerpsychologie. Wilhelm Wundt heiratete 1872 Sophie Mau (1844-1912), die älteste Tochter des Kieler Theologieprofessors Heinrich August Mau und seiner Ehefrau Luise Mau, geb. von Rumohr. Heinrich August Mau war der Sohn des Großvaters von Ferdinand Tönnies Johann August Mau. Somit waren Wundt und Tönnies verwandt.

im individuellen Bewußtsein. Die soziologische und die psychologische Ansicht dieser Betätigungen des Volksgeistes liegen dicht beieinander. Sie unterscheiden sich dadurch, daß jene vorzugsweise die Zusammenhänge, die das ethnische Seelenleben mit seinen eigenen Gebilden hat, ins Auge fassen muß, daher das Dasein eines Volkes oder Stammes, wie es sich in der Sprache reflektiert, das Dasein der Götter, der Mythos sie heiligt; das Dasein von Pflichten und Rechten, die in sozialen Verhältnissen und Verbänden als lebendig empfunden und gedacht werden, sofern die Sitte sie vorschreibt und ihre Achtung gebietet. Überdies sind die soziale Eintracht, die im gegenseitigen Verständnis und im Bewußtsein des Selbstverständlichen ihren einfachsten Ausdruck hat, die Sitte und die Religion, Formen sozialen Wollens und Denkens. Als solche sind sie zunächst Gegenstand der Sozialpsychologie, die aber gerade durch diese Betrachtungen in die reine Soziologie übergeht; denn auch sie muß vor allem Begriffe bilden und entwickelnd ausprägen. – Völkerpsychologie weist durch ihren Namen, so wie einerseits auf Psychologie, in der anderen Richtung auf Völkerkunde hin, als auf einen Stamm des Wissens, aus dem sie sich abzweigt hat. Und die Ethnographie hat immer sich berufen gefühlt, auch die Sitten und Gebräuche, die Institutionen wirtschaftlicher, politischer, geistiger Art, die Religionen und Weltanschauungen der von ihr beobachteten Völkerschaften zu beschreiben. Als Ethnologie wird sie eine Lehre von den Völkern der Erde und schließt die Lehre von diesen sozialen Tatsachen in sich ein. Sie widmet sich vollends einer soziologischen Aufgabe, wenn sie auf Grund ihrer Kenntnisse von gegenwärtigen sozialen Zuständen unkultivierter Völkerschaften die Entwicklung der Kultur davon herzuleiten versucht, unter der Voraussetzung, daß die primitiven und embryonischen Gestalten von Institutionen und Ideen, die bei sogenannten Naturvölkern noch heute angetroffen werden, auch die Anfangsstadien der Kulturvölker repräsentieren, die also jenen, wenn nicht gleich, so doch sehr ähnlich gewesen und nach ihrer Analogie rekonstruierbar seien. Überreste und Spuren, die sich bei diesen erhalten haben, ebenso wie allgemeine Ähnlichkeiten zwischen den älteren und den jüngeren Entwicklungsphasen unterstützen diese Ansicht; wie denn Vergleichung überhaupt das große Prinzip der wissenschaftlichen Erkenntnis ist, das auch in den Naturwissenschaften erst im 19. Jahrhundert als solches zu gehöriger Geltung gelangt ist. Vergleichung der Völker und ihrer Geisteserzeugnisse hat manchen Studien, die bisher nur auf spekulativer Basis betrieben wurden, eine positive Basis gegeben; so vor allem der allgemeinen Sprachwissenschaft, der allgemeinen Rechtslehre und dem Studium der Religionen. Zur Vergleichung des sozialen Lebens, die für die empirische Soziologie unentbehrlich ist, sind wenigstens sehr bedeutende Anbahnungen gemacht worden; ich werde darauf zurückzukommen Veranlassung haben. Ich verweile noch bei den Förderungen durch verwandte Gegenstände der Forschung, und muß daher vor allem auch der historischen Disziplinen gedenken, die ja auf das ganze Gebiet des menschlichen Zusammenlebens sich beziehen. Zu ihnen hat die Soziologie ein besonders starkes und notwendiges Verhältnis. Eben darum auch ein schwieriges. Die beiden Denker, von denen der eine den Namen

geschaffen, der andere am meisten dazu gewirkt hat, diesen Namen über den Erdkreis hin auszubreiten, verstanden und behandelten Soziologie fast ausschließlich als philosophische Betrachtung der Geschichte, die für Spencer zugleich die konkrete Wissenschaft der Entwicklung der Menschheit bedeutet, für Comte die positiv-wissenschaftliche Lehre von Staat und Gesellschaft, wie sie sein sollen. Über den Wert dieser Entwürfe möchte ich hier nicht urteilen; wenn sie rasch veralten, so tut dies dem Sinne der Aufgaben keinen Abbruch: die Idee einer solchen philosophischen Betrachtung, die sich zunächst auf die Logik der Geschichte und Geschichtsschreibung konzentrieren möge, ist unabweisbar, auch die Universalgeschichte ist eine notwendige Aufgabe der Geschichtsschreibung, und der wissenschaftliche Geschichtsschreiber, seinem Wesen nach ein Künstler, muß seine Feder in eine Tinte tauchen, die aus biologischen, aus psychologischen und aus soziologischen Ingredienzien gemischt ist. Denn sein Problem ist die Entwicklung des sozialen Menschen – ein biologisches –, die Entwicklung der Kultur – ein sozialpsychologisches –, die Entwicklung der Völker, der Gesellschaften, der Kirchen, der Staaten – ein soziologisches Problem; wenn auch alle in einander übergehen und an einander Anteil haben. Wenn also der Universal-Historiker in einigem Grade Soziologe, so folgt daraus nicht, daß der Soziologe irgendwie Universal-Historiker sein muß. Er wird als solcher die Historie den Historikern, wie die Ethnologie den Ethnologen überlassen. Ihm ist die historische, wie die prähistorische, die ethnologische und anthropologische Forschung mit ihren Ergebnissen von eminenter Wichtigkeit, sofern sie eben alle eine soziologische Seite haben. Er kann aber als solcher nicht mit den Kennern und Darstellern, noch weniger mit den Forschern dieser Gebiete konkurrieren wollen, wenn auch Personal-Union im Einzelnen immer möglich ist. Für die empirische Soziologie ist die historische Ansicht und Erkenntnis ihrer Gegenstände allerdings unentbehrlich, aber sie ist nicht das Objekt der eigentlichen soziologischen Betrachtung und Untersuchung. Die empirische Soziologie muß auf dem Grunde der wirklichen Sozialwissenschaften erwachsen, deren ideelle Einheit sie darstellt; die durch ihre Gesichtspunkte beleuchtet werden. Spät, und noch immer mangelhaft-unvollständig, haben sich aber innerhalb der Sozialwissenschaften 2 Scheidungen vollzogen: 1., wovon schon geredet wurde, die Scheidung der Lehre von dem, was nach irgendwelcher Idee sein soll, von der Erforschung dessen, was ist, 2. Die Scheidung der begrifflichen Exposition und Deduktion von der Erforschung der Tatsachen durch Beobachtung und sie ergänzende, ihr helfende Berechnung.

Dabei ist leicht erkennbar, daß die Lehre von dem, was sein soll, wiederum nahe und eng mit der begrifflichen Exposition und Deduktion zusammenhängt, aber doch keineswegs sich damit deckt. Ebenso daß die Erforschung dessen, was ist, auf die Induktion als ihre Hauptquelle angewiesen ist, also mit Erforschung der Tatsachen sich berührt, ohne wiederum damit zusammenzufallen, so daß 2 neue Scheidungen und Abgrenzungen notwendig sind.

Die Entwicklung dieser Unterscheidungen und Trennungen hat die politische Öko-

nomie als die am meisten ausgebildete und gepflegte Sozialwissenschaft mit Meinungskämpfen am schwersten belastet, ohne daß es zu einer vollkommenen Klärung bisher gekommen ist. Die theoretische Nationalökonomie ist von der theoretischen oder reinen Soziologie untrennbar, sie ist in der Tat ein Stück von ihr und zwar dasjenige Stück, das am ehesten für eine gesellschaftliche Behandlung und Diskussion reif sein dürfte. Zur empirischen Soziologie gehört die Volkswirtschaftslehre, sie ist aber auch insofern ein integrierender Teil von ihr, als sie das wirkliche wirtschaftliche Leben beobachtet, analysiert, beschreibt und untersucht. Diese Forschung kann sich aber in keinem Punkte vollenden, ohne auf andere Seiten des sozialen Lebens sich zu erstrecken. Wie jede Teilforschung in diesem Gebiete wird sie auf die Gesamtheit der sozialen Zustände und ihrer Bewegungen sich hingewiesen, hingezogen fühlen. Und das ist ein bedeutendes Merkmal der soziologischen im Unterschiede von der historischen Betrachtung – die Geschichte geht vom Vergangenen, die Soziologie vom Gegenwärtigen aus. Vergangenes und Gegenwärtiges gehen in einander über, hängen an 1000 Fäden zusammen, sind Glieder einer und derselben Entwicklung. Offenbar. Eben darum muß der Historiker immer in einem gewissen Maße Soziologe, der Soziologe immer zum Teil auch Historiker sein. Aber der Historiker will doch zunächst erzählen und berichten, wie das Vergangene gewesen, und zuhöchst, wie (daraus) das Gegenwärtige geworden ist. Der Soziologe will zunächst darstellen, wie das Gegenwärtige ist, wie seine mannigfachen Erscheinungen einander bedingen und tragen, aber auch mit einander ringen und kämpfen, wie sie in Wechselwirkungen der gegenseitigen Förderung und gegenseitigen Hemmung die Gebilde einer Kultur darstellen, die durch das menschliche Wollen und das menschliche Können ihr jeweiliges Gepräge erhält. Auch der Historiker kann, über die traditionelle Epik seines Berufes sich erhebend, bemüht sein, der Gesetzmäßigkeit in den Veränderungen, die er beschreiben will, nachzugehen; er kann sich der vergleichenden Methode bedienen, um das Gleichartige und das Differenten in den Entwicklungen derselben Institutionen und Sozialgebilde bei verschiedenen Völkern innerhalb des gleichen Volkes an verschiedenen Orten, bei verschiedenen Stämmen, unterscheidend festzustellen. Aber seine nächste wissenschaftliche Tätigkeit wird immer auf die Erschließung des Tatsächlichen gerichtet sein, das in einer vergangenen Zeit gewesen ist und der Beobachtung heute nicht mehr offen liegt; ja, um so weiter dies abliegt von gegenwärtigen Interessen und Leidenschaften, desto sicherer wird er in der historischen Objektivität sich fühlen, desto gewisser auch sich für berechtigt halten, objektive Werturteile zu fällen, weil aus der Ferne, durch die Feststellung weiter zeitlicher Wirkungen, das im Sinne der Entwicklung eines Volkes, oder sogar der ganzen Menschheit, Heilsame oder Verderbliche sich deutlich erkennen lassen. Der Soziologe setzt dagegen seine Objektivität 1. in die Enthaltung von Werturteilen, 2. in die Anwendung von Maß und Zahl zur Beschreibung und zur Vergleichung der Tatsachen.

Es mag als ein Zufall gedeutet werden, ist aber wenigstens ein sinnreicher Zufall, daß aus der Statistik des 18. Jahrhunderts, welche hauptsächlich die Verfassungen der

Staaten und viele dazu gehörige "Merkwürdigkeiten" bis herab auf Wappen und Orden beschrieb, das geworden ist, was man heute – wenigstens in erster Linie – unter Statistik versteht: nämlich eine Darstellung irgendwelcher Zustände und Vorgänge in Zahlen und Beziehung solcher Zahlen auf andere Zahlen – ein methodologisches Prinzip, das implizite in der Induktion als solcher enthalten ist. Freilich ist trotz und innerhalb dieser verwandelten Bedeutung der Begriff Statistik als Wissenschaft festgehalten und ausgebaut worden. In neuerer Zeit hat durch das Ansehen ihrer italienischen und deutschen Vertreter die Bestimmung am meisten Beifall gefunden, daß Statistik im engeren oder im materiellen Sinne als Anwendung jener Darstellungs- und Untersuchungsmethode – der Statistik im weiteren oder formalen Sinne – auf die in Staat und Gesellschaft lebenden Menschen verstanden werden solle. Näher noch und schärfer hat Herr Georg von Mayr¹³ sie definiert als die allgemeine Wissenschaft von den sozialen Massen und genauer noch als die auf erschöpfende, in Zahl und Maß festgelegte Massenbeobachtungen gegründete Klarlegung der Zustände und Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens, soweit solche in den sozialen Massen zum Ausdruck kommen. – Offenbar sind diese Begriffsbestimmungen aus Anpassungen an den Sprachgebrauch, der an den weiteren Sinn des Wortes Statistik festgebunden ist, entsprungen. Ich halte nicht für zulässig, eine quantitative Bestimmung in den Begriff des Objektes einer Wissenschaft aufzunehmen. Ebenso wenig wie das Wesen einer Wissenschaft durch das Moment der Anwendung einer Methode erschöpfend ausgedrückt werden kann. Wenn es nun schwerlich gelingen würde, den Begriff der Statistik als Wissenschaft von diesem Moment, dem Sprachgebrauch zum Trotz, völlig loszureißen, so scheint es geraten, wie auch Wundt in seiner Methodenlehre vorgeschlagen hat, den Begriff der Statistik als Wissenschaft oder m.a.W. den Namen der Statistik für irgend eine Wissenschaft völlig aufzugeben und fallen zu lassen. Bekanntlich sind es in erster Linie die Zustände und Veränderungen gegebener Bevölkerungen, die den empirischen Gegenstand dessen ausmachen, was man unter Statistik als Wissenschaft versteht. "La population est l'élément statistique par excellence". Die statistische Darstellung und Untersuchung der wirtschaftlichen Tatsachen: der Produktion und Konsumtion, des Handels und Verkehrs, der Arbeiterzustände, kann die Nationalökonomie, sofern sie auch Wissenschaft von Tatsachen sein will, sich nicht nehmen lassen; sie gehören zu ihr und müssen ihr dienen, wenngleich sie solche der fachmäßig betriebenen, insbesondere der amtlichen Statistik überläßt. Alle Zustände und Bewegungen des sozialen Lebens werden am geeignetsten in wirtschaftliche, politische und geistige eingeteilt. Die Massenbeobachtungen, die als Merkmal der statistischen Wissenschaft gelten (in Wahrheit sind sie Merkmale der statistischen Methode) erstrecken sich auf alle 3 Gattungen. Die bare Volksmenge, die Einwohnerzahl eines Landes oder einer Gemeinde, eines Kreises usw. gehört, so wichtig sie auch

¹³ Georg von Mayr (1841-1925) war ein Statistiker und Volkswirt. Der 1897 geadelte Mayr wurde 1913 Rektor der Ludwig-Maximilians-Universität zu München.

für die ökonomische Betrachtung ist, wesentlich zu den politischen Tatsachen; es ist nach dem alten Sinne "politische Arithmetik", die in Zahlen und Verhältnissen sie darstellt und untersucht, freilich stehen diese überall in engen Berührungen mit natürlichen Tatsachen, die sich als die biologische Seite des sozialen Lebens begreifen lassen und wieder unummittelbarer auf das wirtschaftliche Leben hinweisen. Dasselbe gilt von vielen der mehr oder minder massenhaften Erscheinungen, die unter den Namen Medizinalstatistik, Kriminalstatistik und generell als Moralstatistik betrachtet zu werden pflegen. Überwiegend gehören aber diese mit den Gegenständen der Unterrichtsstatistik usw. zu den geistigen Tatsachen des sozialen Lebens, zu denen wir immer auch die moralischen rechnen werden.

Wir brauchen einen allgemeinen Terminus für dieses naturwissenschaftliche Studium der Menschen in ihren sozialen Zuständen und Veränderungen, insbesondere der Gesetzmäßigkeit in ihren willkürlichen Handlungen, bei der uns nur in wesensloser Form der Mensch an sich, der "mittlere", der allgemeine Durchschnittsmensch bleibt, so richtig auch prinzipiell-wissenschaftlich dieser Begriff gedacht ist als aus seinen mannigfachen Erscheinungen abstrahierbar; denn wichtiger ist es, den Menschen, wie er durch seine, durch unsere wirtschaftlichen, politischen und geistigen Verhältnisse bedingt und bestimmt wird, nach allen Seiten gründlich kennen zu lernen und berechenbar zu machen. Es bieten sich die glücklich erfundenen Ausdrücke Demographie und Demologie dar, die freilich nach Ursprung und Gebrauch eine enge Beziehung teils auf die statistische Methode teils auf die Tatsachen der Bevölkerung haben. Aber beide Beziehungen sind den Ausdrücken nicht wesentlich und haben mit ihrer Etymologie nichts zu tun. Dagegen sind sie trefflich geeignet, die Kulturvölker in ihrem Wesen, ihren ökonomisch-politischen Verfassungen, ihren geistigen Lebensäußerungen als Gegenstand der induktiven und vergleichenden wissenschaftlichen Erkenntnis, hervorzuheben, so daß ihre Inhalte sich mit denen der Ethnographie und Ethnologie zu einem ganzen vereinigen. In der Tat sind auch heute die wichtigsten Werke beschreibender Bevölkerungs-Statistik von der Art, daß sie sich nicht der statistischen Methode allein bedienen – denn, wie Hr. von Mayr sagt, es kann nicht daran gedacht werden, die sozialen Massen (ich würde sagen: vollends nicht die sozialen Tatsachen als solche) durchweg der erschöpfenden Massenbeobachtung zu unterwerfen und es bleiben immer gewisse Seiten von Zuständen und Vorgänge übrig, die der objektiven und erschöpfenden Beobachtungsweise des Zählens und Messens unzugänglich sind – es gelangen auch bloß qualitative Feststellungen, die durch Enquêtes und Einzelbeobachtungen gewonnen sind, zu ihrem Rechte –; und von der Bevölkerung, von Land und Leuten, ist der Übergang notwendig – ob mit oder ohne statistische Methode, die jedenfalls der Ergänzung durch andere Erkenntnismittel bedarf – zu den Tatsachen des Berufs und Erwerbes, der Besitzverhältnisse, der Verwaltung und Justiz, von da zu den regelmäßigen oder außerordentlichen Vorkommnissen des Lebens, unter denen die Bewegung der Bevölkerung die nächsten enthält, die sich durch Regelmäßigkeit und Berechenbarkeit auszeichnen. Der hohe Wert der statistischen Methode besteht nicht

allein darin, daß sie qualitative Bestimmungen durch quantitative ergänzt und ersetzt – was die wahre Seele des wissenschaftlichen Denkens überhaupt ist –, sondern daß sie eben dadurch ermöglicht, die festen Relationen von den losen zu unterscheiden, genauer noch: die Relationen nach dem Grade ihrer Festigkeit abzustufen, daß sie also eine exakte Vergleichung von Erscheinungen, die in Raum und Zeit verschieden sind, möglich macht. Dies hängt nicht an der "großen Zahl", aber je größer die Zahl der Beobachtungen, desto deutlicher treten, da entgegengesetzte Tendenzen einander darin aufheben, die dauernden, wesentlichen, notwendigen, also auch die kausalen Relationen daraus hervor. Und wie die Setzung des Wirklichen, so müssen wir auch die des Notwendigen, überhaupt also die Setzung des Gewissen oft durch die des Wahrscheinlichen: durch möglichst genaue Bestimmung des Grades der Wahrscheinlichkeit ersetzen; und hier ist einer der bedeutsamen Punkte, an denen die Sozialwissenschaft, wengleich hauptsächlich in ihren biologischen Elementen – wieder an die mathematisch-logische Deduktion anknüpfen muß.

Ob wir aber Statistik treiben oder ob wir uns mit anderen Formen der Untersuchung, mit außerstatistischer Orientierung wie Mayr sie nennt, begnügen müssen, respektive jene dadurch ergänzen wollen – immer wird unser Sinn auf die reine Tatsächlichkeit und ihre so sehr als möglich vollständige Beschreibung, welche die Erklärung in sich einschließt, gerichtet sein. Hierdurch gedenken wir mit allem Ernste beflissen zu sein, das Studium des sozialen Lebens über den Streit der Parteien hinauszuhoben, es von der lähmenden Last der Werturteile zu befreien, ihm so viel als möglich von der Gewißheit der Mathematik, von der Treffsicherheit der Astronomie zu verleihen. – Soziologie ist, allen Feindseligkeiten zum Trotze, ein Weltwort geworden und der Träger eines Welt-Gedankens. Die Anfeindungen richten sich vorzugsweise immer gegen den Namen. Der Name ist wie andere Namen, eine Erfindung der Bequemlichkeit. Er hat außer dieser Tauglichkeit den Vorzug, ein internationales Wort zu sein. Sprachlich ist er nicht schlechter, als andere wissenschaftliche Namen, z.B. Planimetrie¹⁴. Auch das allgemein angenommene Wort Biologie ist sprachlich falsch gebildet; denn das Leben im biologischen Sinne heißt im griechischen "Ζωή". Auch ist Biologie, seit es erfunden wurde, langsam durchgedrungen. Durchgedrungen ist auch die Soziologie bereits, d.h. das Wort. Schaffen wir, daß auch die Sache durchdringe. Es ist freilich eine unendliche Aufgabe.

Meine geehrten Damen und Herren! Goethe hat den Ausspruch des englischen Pöten Pope sich zu eigen gemacht: „Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch“ (The proper study of mankind is man).¹⁵ In imperativer Form übertragen

¹⁴ Unter Planimetrie versteht man allgemein metrische Problemstellungen der ebenen Geometrie, insbesondere die Flächeninhaltsberechnung.

¹⁵ Zitat Johann Wolfgang von Goethe aus *Wahlverwandtschaften II*. Im Kontext: „Dem einzelnen bleibe die Freiheit, sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich deucht; aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch“. Dieses läßt Goethe eine junge Dame namens Ottilie in ihr Tagebuch eintragen. „The Proper

fällt diese Aussage zusammen mit dem alten Gebote des delphischen Gottes, das den Geist des Sokrates so tief aufregte, dem Gebote "Γνῶθι σεαυτόν" (Erkenne dich selbst!).¹⁶ Das ist zunächst freilich ein Gebot, an den einzelnen, den sittlichen Menschen gerichtet. Es soll dazu dienen, die Herrschaft der Vernunft in ihm zu begründen. Selbsterkenntnis ist die Bedingung der Selbstbeherrschung. Das Gebot gilt aber auch für die Menschheit, für den wissenschaftlichen Menschen, der im Namen der Menschheit, der Seienden und der werdenden, zu denken, zu reden berufen ist. Die Soziologie versucht diesem Gebote gerecht zu werden. Durch sie und in ihr will die Menschheit sich selbst erkennen, und der Hoffnung ist Raum gegeben, daß sie durch Selbsterkenntnis sich selbst zu beherrschen lernen werde. Diese Hoffnung ist mit der streng theoretischen Stellung, die wir einnehmen, vollkommen verträglich. Jedem steht es frei, auf seine Weise sich solche Hoffnung zu gestalten. Als Mensch, als Staatsbürger, Weltbürger, Zeitbürger kann niemand gleichgültig dagegen sein. Als Denker und Forscher sind wir gegen alle Folgen, alle Folgerungen aus unseren Gedanken und Forschungen gleichgültig. Wie es für unser Planetensystem nur eine Sonne gibt, so viele auch sonst im Weltall wirken mögen, so gibt es für ein wissenschaftliches System nur die eine Sonne: die Wahrheit!

Hochgeehrte Versammlung!

Die Begründung dieser Gesellschaft ist mit wissenschaftlichen Plänen verbunden gewesen, mit mehr oder minder ausgestalteten Wünschen und Ideen großer Kooperationen auf dem Gebiete der Forschung – und diese beziehen sich, in Übereinstimmung mit meinen Ausführungen, durchweg auf das gegenwärtige, auf das uns umgebende soziale Leben.

Es wird sich zunächst und vor allem um eine große Aufgabe handeln, die wohl auf allgemeine Teilnahme, auf ein lebendiges Interesse des gelehrten, sowohl als des größeren Publikums rechnen darf.

Ich gebe Herrn Professor Dr. Max Weber das Wort, um darüber zu berichten.“

Study of Mankind is Man“, von Alexander Pope. An Essay on Man. As reproduced in Poetical Works, ed. H.F. Cary, London 1870, S. 225-226.

¹⁶ Der Überlieferung zufolge sollen am Eingang des Tempels von Delphi die Inschriften "Erkenne dich selbst" und "Nichts im Übermaß" angebracht gewesen sein. Insbesondere die erste, bekanntere Aufforderung deutet die eigentliche Absicht des Kultes bzw. der verehrten Gottheit an, nämlich die Auflösung individueller Probleme und Fragestellungen durch die Auseinandersetzung mit der eigenen inneren Persönlichkeit. Die Erkenntnis der "Innenwelt" diene damit als Zugang zur Problemlösung der "Außenwelt". Die zweite Inschrift mahnte zur Bescheidenheit im eigenen Tun.

Tönnies im Licht meiner Erfahrungen¹

Von Cornelius Bickel

I. Allgemeine Betrachtungen

Welche Erfahrungen macht man, wenn man lange Jahre immer wieder einen Autor liest? Man lernt ihn immer besser kennen, sieht Hintergründe, verborgene Voraussetzungen, Ambivalenzen. Man wundert sich über gängige Deutungen, Missverständnisse, klug drapierte Ahnungslosigkeiten in der Literatur. Man gewinnt einen Eindruck von dem Wechselspiel zwischen zeitbedingten Momenten und dem fortdauernden Wahrheitsgehalt von Theorien. Die Kunst des Relativierens wird durch eine solche Beschäftigung eingeübt. Das Motto von Jacob Burckhardt, auf die Beschäftigung mit Geschichte allgemein gemünzt – Man könne aus der Geschichte nicht für ein Mal lernen, man werde weise für immer – lässt sich auch auf die Beschäftigung mit der Theoriegeschichte anwenden. Wenn man an einer Stelle in der Wissenschafts- und Geistesgeschichte das "Senkblei des Gedankens" absinken lässt und die Quellen studiert und einen Blick bekommt für die historische Bedingtheit von Theorien, lässt

¹ Der folgende Text war die Grundlage eines Vortrages im Rahmen des Institutscolloquiums des Kieler Soziologischen Seminars im Februar 2010. Aus technischen Gründen konnten für diese Druckfassung Belege nicht hinzugefügt werden. Einige Publikationen, die in der einen oder anderen Hinsicht den Gedankengang dieses Vortrages berühren, sollen im Folgenden genannt werden. An erster Stelle sei die prägnante Tönnies-Darstellung von Lars Clausen in Heft 63, Nov. 2006 der *Christiana Albertina* genannt. Die Auffassung der physiognomischen Stileinheit eines Denkers wird von Jürgen Zander in einem schönen Aufsatz dargelegt: Pole der Soziologie: Ferdinand Tönnies und Max Weber, in: Sven Papcke (Hrsg.), *Ordnung und Theorie. Beiträge zur Geschichte der Soziologie in Deutschland*, Darmstadt 1986, S. 335-351. Die Bedeutung der intellektuellen und künstlerischen Moderne für die Entwicklung der Soziologie wird von Klaus Lichtblau in seinem Buch: *Kulturkrise und Soziologie um die Jahrhundertwende. Zur Genealogie der Kultursoziologie in Deutschland*, Frankfurt am Main 1996, auf eindrucksvolle Weise dargestellt; dort auch die erhellende Kontrastierung der Nietzsche-Deutung von Tönnies und von Simmel. Biographische Aufschlüsse gibt die schöne Biographie von Uwe Carstens: *Ferdinand Tönnies. Friese und Weltbürger*, Norderstedt 2005. Die präzisen begrifflichen Rekonstruktionen der Gedankenwelt von Tönnies, die Peter-Ulrich Merz-Benz (Tiefsinn und Scharfsinn. Ferdinand Tönnies' begriffliche Konstitution der Sozialwelt, Frankfurt am Main 1995) gibt, sind für jede Beschäftigung mit Tönnies eine willkommene Unterstützung. Ebenso das Gedankenreiche Buch von Frank Osterkamp: *Gemeinschaft und Gesellschaft: Über die Schwierigkeiten einen Unterschied zu machen*. Unvergessen wird in der Tönnies-Forschung immer das bedeutende Pionierwerk von Eduard Georg Jacoby bleiben: *Die moderne Gesellschaft im sozialwissenschaftlichen Denken von Ferdinand Tönnies*, Stuttgart 1971. Ebenso Werner J. Cahnman, Ferdinand Tönnies. A New Evaluation. Essays and Documents, Leiden 1973, sowie derselbe und Rudolf Heberle (Hrsg.), *Ferdinand Tönnies. On Sociology: Pure, Applied and Empirical*, Chicago und London 1971.

man sich nicht mehr so leicht von dem Suprematieanspruch gerade aktueller Theorien beeindrucken.

Die Beschäftigung mit einer intellektuellen Biographie führt zur Frage nach dem Verhältnis des Individuellen und des Strukturellen in der Ideen- und Wissenschaftsgeschichte. Die Historiker-Einsicht bewährt sich auch hier, dass tiefer gehende Quellenkenntnis gegen überfliegende Generalisierungen immun machen kann. Die Fragwürdigkeit vieler genereller Einschätzungen und Nivellierungen wird deutlich. Wissenschaftsgeschichtliche Untersuchungen im biographischen Rahmen können Einblicke in die "ars inveniendi" post festum geben. Man kann teilnehmen am Entstehungsprozess neuer Einsichten und Begriffe. Dabei bekommt man einen Blick für die kontingenten Weichenstellungen im Leben eines Denkers. Man sieht, wie schwankend anfangs der Grund von später konsistent gewordenen Begriffssystemen sein kann. Der Blick für die innere Widersprüchlichkeit eines Denkers, aber auch für die physiognomisch anmutende Stileinheit seines Denkens wird gefördert. Die synthetisierenden Leistungen eines Erkenntnis- und Forschersubjekts werden erkennbar.

Die Skepsis gegen Gesamt- und Übersichtsdarstellungen wächst, gestützt auf die eigene Quellenkenntnis in dem besonderen Fall. Ein markantes Beispiel für die Deutungsunsicherheiten von Gesamtdarstellungen selbst auf hohem Niveau ist die verfehltene Einschätzung von Troeltsch in seinem "Der Historismus und seine Probleme", dass Tönnies Dialektiker sei, was er von seinen zentralen Denkvorsetzungen nicht ist und auch nicht sein kann. Der zweifelnde Gedanke mag sich hier einschleichen, ob nicht auch in den anderen Kapiteln dieses im Übrigen großartigen Buches ähnliche Unsicherheiten zu vermuten sind.

Wenn die biographische Betrachtungsweise per se die Bedeutung des Individuellen hervortreten lässt, so kann sie aber auch umgekehrt durch den Kontrast die Einwirkung struktureller Faktoren auf den individuellen Denkprozess hervortreten lassen. Tönnies erscheint dann als Kreuzungspunkt der Ideen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dabei fallen einige ungewöhnliche und paradoxe Züge auf. Seine besondere Form der Modernität beruht auf einer programmatischen Rückwendung in die Epoche der Frühaufklärung. Sein geschichtsphilosophischer Pessimismus ist mit einem sozialpolitischen Aktivismus und einem intellektuellen Erkenntnisoptimismus verbunden. Man bekommt durch das Studium von Tönnies' Werk einen Blick für symptomatische Einschätzungen und Festlegungen, für intellektuelle Weichenstellungen und für die Bedeutung von geistigen Allianzen. Besonders das späte von Max Weber als entscheidend für den geistigen Habitus eines Autors seiner Epoche eingeschätzte Verhältnis zu Marx und Nietzsche erweist sich auch für Tönnies' intellektuelle Orientierung als symptomatisch.

Der Vergleich mit den Generationengenossen bringt grundsätzlich das Kollektiv-Verbindende, aber auch das Individuelle-Trennende zur Erscheinung. So auch bei Tönnies. Der Vergleich mit Simmel und Weber und mit Durkheim kann das Zeittypi-

sche, aber auch das unverwechselbar Individuelle von Tönnies sichtbar werden lassen. Bezugspunkte für Vergleiche dieser Art wären das spezifische Verhältnis zur intellektuellen Moderne des späten 19. Jahrhundert damit besonders zu einer der Symbolfiguren dieser Entwicklung nämlich zu Nietzsche, ferner zur Frage des Fortschritts, und seinen 'tragischen' Gefährdungen.

Die soziologischen Klassiker können grundsätzlich Einblicke in die Gedankendynamik des Entstehungsprozesses einer neuen Wissenschaft geben. Man findet Wechselwirkungen zwischen innerer Notwendigkeit und den Kontingenzen äußerer Bedingungen. Man sieht, wie die Motive verschiedener Wissenschaften zusammengewirkt haben, um eine neue Wissenschaft, die Soziologie, entstehen zu lassen. Besonders die Rolle von Philosophie, Geschichtswissenschaft, Rechtswissenschaft und einer bestimmten Form von Kulturpsychologie wird in Tönnies' Denken deutlich.

Kann man Grundzüge des denkerischen Habitus von Tönnies erkennen. Mit dem dänischen Wort "Uforstyret" hat Höffding, der dänische Philosophen-Freund von Tönnies, einen Wesenszug von Tönnies zu bezeichnen versucht. Früh einen Schlüsselgedanken finden als Ergebnis der bisherigen Ideengeschichte und an ihm festhalten, Unabhängigkeit gegenüber dem Zeitgeist, das Geistergespräch mit den großen Denkern über die Epochengrenzen hinweg zu suchen und weniger mit den Augenblicksgrößen der Gegenwart, philosophisch-literarische Bildung mit aufklärerischer Akzentuierung, dadurch Immunität gegenüber den vernunftkritischen Strömungen des fin de siècle – das sind Tendenzen der geistigen Existenzform von Tönnies.

II. Die Klassiker im Vergleich: Tönnies, Simmel, Weber und Durkheim

Tönnies kombiniert zeittypische und unzeitgemäße Züge. Neben seiner ungewöhnlich intensiven Orientierung an der Frühaufklärung zeigt er charakteristische Tendenzen, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurzeln: Die Hinwendung zu Marx und zum wissenschaftlichen Monismus – aber mit originellen Reservationen wie sie für Tönnies bei Schopenhauer und später bei Nietzsche zu finden waren. Nietzsche wird mit den Augen des wissenschaftsfreudigen liberalen Aufklärers gelesen und dabei um wesentliche erkenntniskritische und kulturpsychologische Komponenten verkürzt.

Seine beiden Kollegen, Simmel und Weber, sind stärker von der Zäsur, die im späten 19. Jahrhundert den Beginn der intellektuellen "Moderne" markiert, geprägt worden. Kapitalismus und Rationalisierungsprozess stellen für alle Drei das übergeordnete Thema dar. Bei Tönnies geht es um eine Typologie grundsätzlich möglicher psychischer Haltungen der sozialen Welt gegenüber, um eine Phänomenologie und Typologie der beiden Lebensformen Gemeinschaft und Gesellschaft. Simmels Denken kreist in diesem Zusammenhang um den Prozess der Individualisierung, die Tragödie der Kultur, das heißt das Überhandnehmen der objektivierten Kultur gegenüber den rezeptiven Möglichkeiten von Individuum und Gesellschaft und um das Geld als Symbol der abstrahierenden und dynamisierenden Tendenzen der modernen Gesell-

schaft.

Partielle Übereinstimmungen zwischen dem synthetischen Teil der Philosophie des Geldes und den Partien über das Geld in "Gemeinschaft und Gesellschaft" ließen sich feststellen. Der Denkstil von Tönnies und Simmel ähneln sich in der Hinsicht, dass beide begriffliche Zergliederungen und historische Beispiele miteinander verknüpfen. Bei Simmel behalten aber, anders als bei dem dichotomischen Denker Tönnies, die Formen des sozialen Lebens ihre Kontinuität über die Epochengrenzen hinweg.

Max Webers Denken widmet sich der Erueierung letzter Haltungen und Wertentscheidungen, die den verschiedenen kulturgeschichtlich bedeutsamen Formen der Lebensführung zugrunde liegen. Die unterschiedlichen Haltungen der Weltkulturen dem Erlösungsproblem gegenüber und damit verbunden das Charisma-Problem stehen im Zentrum seiner Konzeption. Man sieht, dass Weber auf historisch gegebene letzte Wertentscheidungen besonders in seiner Religionssoziologie achtet, während Tönnies aus seiner psychischen Anthropologie zwei grundsätzlich mögliche Willenshaltungen zur Welt deduziert.

Durkheims Werk gilt den unterschiedlichen Solidaritätsformen traditionaler und moderner Gesellschaften. Er steht damit auf den ersten Blick Tönnies besonders nahe, trennt sich von ihm aber sofort durch die entgegengesetzte Wertung, der zufolge die moderne Gesellschaft im Gegensatz zu Tönnies' Einschätzung zu einer differenzierten und tragfähigen Solidaritätsform imstande sei. Dazu kommt der symboltheoretische Gehalt des religionssoziologischen Spätwerks von Durkheim, für den Tönnies' kulturpsychologischer Willenstheorie Analogien gefunden werden könnten, ohne dass darüber die Differenzen zwischen beiden Autoren verblassen könnten.

Tönnies ist der Älteste von den drei deutschen Klassikern. Er ist Bauernsohn – kein Bourgeois, wie sich Max Weber nicht ohne Ironie gelegentlich selbst genannt hat. Seine Herkunft aus einer wohlhabenden nordfriesischen Bauernfamilie und die Szenarien seines Lebens – Husum, Kiel, Eutin – gaben ihm eine besondere Stellung unter den Soziologen. Räumliche, aber auch innere Distanz zu den Zentren des damaligen Reiches ergab sich daraus. Bis in seinen Sprachstil hinein, der gelegentlich von sprachlichen Altertümern, von antikisierenden Satzrhythmen, zugleich auch von einer tiefer gehenden Kenntnis der deutschen Klassik bestimmt war, kommt diese Distanz zum Zeitgeist zum Ausdruck. Die Freundschaft mit Theodor Storm symbolisiert gleichsam Tönnies' Ferne gegenüber der literarischen Moderne der letzten Jahre des 19. Jahrhunderts. Diese Platzierung auf einem Beobachtungsposten am Rande der wirtschaftlichen, politischen und geistigen Zentren des Reiches hat Auswirkungen, die man bis zu den charakteristischen Weichenstellungen seiner geistigen Orientierung verfolgen kann. Die Rückwendung zur Philosophie von Hobbes und Spinoza war eine seiner folgenreichen Gesten der Unabhängigkeit gegenüber dem Zeitgeist. Das 'Normale' wäre eine Orientierung am Neukantianismus gewesen, der damals die akademische Philosophie beherrschte.

In politischer Hinsicht wirkt sich diese besondere Form der Unzeitgemäßheit gegenüber den Trends des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts ebenfalls aus. Tönnies verbindet den geistigen Habitus des Alt-Liberalen mit dem politischen Impuls und den theoretischen Ambitionen des Sozialismus. Aus diesem Hintergrund teilt sich vielen seiner publizistischen Äußerungen eine Art volkspädagogischer Impetus mit, der an sein ursprüngliches sozialetisches Interesse erinnert, das vor Gemeinschaft und Gesellschaft von ihm als bestimmend empfunden wurde. Während der Arbeit an seinem Jugend- und Hauptwerk wandelte sich dieses sozialetische Interesse in das Erkenntnisinteresse der Soziologie, die sich – monistisch – am Erkenntnisideal Naturwissenschaften orientieren sollte. Die Mitgliedschaft in der Gesellschaft für Ethische Kultur und die freundschaftliche Nähe zu den Marburger Neukantianern, besonders zu Natorp und Cohen, blieb ein dauerndes Ergebnis dieser frühen Impulse. Dabei ging es um einen Gleichklang des moralischen Engagements. Die systematischen philosophischen Grundlagen blieben dabei ausgeklammert.

III. Ideengeschichtlicher Hintergrund von "Gemeinschaft und Gesellschaft"

Tönnies' zentrales Problem – der Gegensatz von Gemeinschaft und Gesellschaft – ist einerseits aus der anschaulichen Erfahrung erwachsen, andererseits erscheint es als die Essenz der neuzeitlichen Sozialphilosophie. Die ursprüngliche Anschauung der ländlich traditionellen Lebensweise in Oldenswort, der Welt seiner Kindheit, und die Erfahrung des rapiden Industrialisierungsprozesses seit der Reichsgründung boten wesentliche Impulse für die Entstehung seiner Dichotomie.

Die zugrunde liegenden theoretischen Einsichten werden den ideengeschichtlichen Zusammenhängen der Frühaufklärung und des 19. Jahrhunderts entnommen.

Hobbes, dem Tönnies sich in philosophiegeschichtlichen Studien zugewendet hat, gab einen entscheidenden systematischen Anstoß dadurch, dass die Leerstelle des fehlenden Gemeinschaftsbegriffs im Rückblick für Tönnies so überaus deutlich wurde.

Aber auch in wissenschaftstheoretischer Hinsicht ist Hobbes für Tönnies wichtig. Mit seinem Nominalismus und seinem Begriffskonstruktivismus hat er in Tönnies' Einschätzung exemplarisch die Grundlagen der neuzeitlichen Wissenschaft durchdacht und damit begriffliche Instrumente für die Grundlegung einer neuen Wissenschaft, der Soziologie, bereitgestellt.

Tönnies' Bestimmung von positiven Sozialbeziehungen als Gegenstand der Soziologie geben im Schattenriss den Blick auf Hobbes' Unterscheidung von status civilis und status naturalis frei. Der "Normalbegriff", ein Ausdruck des späteren Tönnies, dürfte eine Anspielung auf Hobbes' Begriffstheorie sein. Die monistische, antiidealistische Willentheorie gibt ihre Entstehungsgründe, abgesehen von Schopenhauers Einfluss, in Spinozas Konzeption zu erkennen. Tönnies hat die Tradition der liberalen Hobbes-Deutung wesentlich mitbegründet. Die frühbürgerliche Gesellschaft als

Aktionsfeld von Interessenssubjekten, die ihren wohl verstandenen Vorteil im Auge haben, erscheint dabei als das zentrale Thema von Hobbes.

Die Notwendigkeit, in der zeitgenössischen Kontroverse um die kulturelle und intellektuelle "Moderne" mit ihrer Auflösung des Fortschritts- und Erkenntnisoptimismus und ihrer Faszination durch die Vielzahl möglicher Erkenntnis- und Weltanschauungsperspektiven Stellung zu beziehen, zwang Tönnies zu intellektuellen Entscheidungen.

Die ursprüngliche Einsicht in den Gegensatz von Gemeinschaft und Gesellschaft, verbunden mit dem Versuch, diesen Gegensatz in seinen verschiedenen Erscheinungsweisen durch die ideen- und realgeschichtlichen Zusammenhänge hindurch zu verfolgen kulminierte in dem Buch "Gemeinschaft und Gesellschaft".

Der Reichtum an Dimensionen in Tönnies' Darstellung dieser Dichotomie ist eindrucksvoll. Gemeinschaft wird in ökonomischer sozialhistorischer, kulturhistorischer und zuletzt in anthropologischer Hinsicht dargestellt. Tönnies folgt damit sowohl den Paradigmen der Historischen Schule, die jeweils die Ganzheit einer Epoche oder eines Kulturkörpers darstellen wollte – wie auch der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie.

Erst vor diesem ideengeschichtlichen Hintergrund zeigt Tönnies' Syntheseprogramm von Historismus und Rationalismus seine Bedeutung. Es war der Versuch, westeuropäische Aufklärungstradition mit der spezifisch deutschen Tradition des historischen Denkens zu verbinden und zum Ausgleich zu bringen.

Aus diesem Zentrum heraus kann auch die Bedeutung der ungewöhnlich reich entfalteten, politischen Publizistik für Tönnies' Gesamtwerk beleuchtet werden. Tönnies' Versuch, Historismus und Rationalismus miteinander zu vermitteln war verbunden mit einer Parteinahme für die politischen Ideale der westeuropäischen Aufklärung, deren Vollendung er im Sozialismus sah. Bis zur unbeirrbaren Opposition gegen den Nationalsozialismus hat sich diese Haltung von Tönnies bewährt.

Thematische Schwerpunkte des weiteren Werkes sind: Öffentliche Meinung, soziologische Geschichtsdeutung ("Geist der Neuzeit"), empirische Forschung (zu Kriminalität und Selbstmord), das soziologische Werk begleitende Bücher zu Hobbes, Marx und Nietzsche, ein nie abreißender Strom von Aufsätzen zur Illustrierung und begrifflichen Variierung der Gemeinschaft- und Gesellschafts-Problematik, eine ebenso ausdauernde Rezensionstätigkeit und eine stets wache politische, besonders sozialpolitische Publizistik.

IV. Philosophie und Soziologie bei Tönnies und den anderen Klassikern

Ein in so hohem Maße den Realien des Lebens zugewandter Denker wie Tönnies wäre dennoch ohne das Reservoir an philosophischen Gedanken, über das er verfügte, nicht zu seiner soziologischen Konzeption gekommen. Alle Klassiker hatten einen philoso-

phischen Hintergrund, wenn auch in unterschiedlichen Schattierungen. Simmels Bewegung vom Positivismus zur Lebensphilosophie bildete den Rahmen seiner intellektuellen Entwicklung. Max Webers stets wacher philosophischer Impuls im Hintergrund seiner soziologischen Konzeption artikulierte sich besonders deutlich in seinen Anleihen beim südwestdeutschen Neukantianismus in der Wert- und Verstehensfrage.

Durkheims Orientierung am französischen Neukantianismus, seine partielle Nähe zu Bergson, zeigen ebenfalls die Verbundenheit der soziologischen Klassiker mit philosophischen Hintergrundannahmen. Paretos konsequente Parteinahme für den Positivismus und der durchgehende Zug seiner 'konservativen' Ideologiekritik belegen ein weiteres Mal die Verbindung von artikulierten philosophischen Grundannahmen und soziologischen Einsichten.

Tönnies gewinnt sein geistiges Fundament, wie bereits erwähnt, durch die Rückwendung in die Frühzeit der bürgerlichen Epoche, in die Zeit der Frühaufklärung und ihrer Protagonisten Hobbes und Spinoza. Der Beginn des neuzeitlichen bürgerlichen Denkens gibt ihm die Instrumente, um die Startphase der modernen Gesellschaft zu erfassen. Der damit gegebene Erkenntnisoptimismus steht im Kontrast zu seiner melancholisch-pessimistischen Einschätzung des gesamten Entwicklungsganges der modernen Gesellschaft.

Das 19. Jahrhundert wirkt sich intellektuell auf Tönnies besonders in der Gestalt von Marx, Spencer und Schopenhauer aus. Der Kritiker des Kapitals, der enzyklopädische Evolutionsdenker und der Willenstheoretiker waren für Tönnies wichtig. Aus einer Synthese von Spencers Philosophie der Evolution mit Spinozas Monismus sollte ein "kritischer Monismus" als Philosophie der Epoche hervorgehen. Es ist das nachhegelsche 19. Jahrhundert, das für Tönnies prägend war. Aus den Gedankenmotiven dieser Zeit wollte er seine Synthese für die Begründung der Soziologie gewinnen.

Tönnies' Schopenhauer-Lektüre könnte auch unabhängig von den individuellen geistigen Impulsen, die dabei wirksam waren, als symptomatisch für die geistige Situation der Zeit gedeutet werden. Schopenhauer wurde von dem desillusionierten Bürgertum nach dem Scheitern der Revolution von 1848 entdeckt. Damit war eine bewusste Wendung gegen Hegels Vernunftoptimismus eingeleitet. Jacob Burckhardt spricht diesen Zusammenhang für seine Person deutlich aus. Diese skeptische gegen Hegel gerichtete Orientierung lässt sich somit auch als Konsequenz einer gegen den Wilhelminischen Zeitgeist gerichteten Haltung auffassen.

Die Elemente der intellektuellen Moderne fehlen. Es fehlen die Hermeneutik und die Phänomenologie. Seiner psychischen Anthropologie fehlt das dynamisierende Moment der Philosophischen Anthropologie der zwanziger Jahre, das die Formbarkeit und Historizität des Menschen aus seiner anthropologischen Verfasstheit als Mängelwesen (Gehlen) oder als zu sich selbst Stellung nehmen könnendes Wesen (Plessner) ableitet. Tönnies' Anthropologie tendiert eher dazu, mit festen Anlagen der Men-

schengattung zu rechnen, die unter gemeinschaftlichen oder gesellschaftlichen Bedingungen jeweils gegensätzlich aktiviert werden.

Von Nietzsche fehlt in Tönnies' Wahrnehmung genau die Seite, die von Simmel und Max Weber beachtet wurde: Moralkritik und Perspektivismus der Erkenntnis. Es fehlen, soweit man aus den Quellen ersehen kann, die intellektuellen und künstlerischen Komponenten der Moderne, auf die Simmel so bewusst reagiert hat, und zu denen auch Max Weber, besonders in seinen Briefen Stellung nimmt, z.B. zu zeitgenössischen Strömungen der Psychoanalyse. Die Reserviertheit gegenüber den zeitgenössischen Strömungen der Phänomenologie und der Hermeneutik, die Plessner in seinem Gedankenartikel von 1956 festgestellt hat, scheint eine Konsequenz von Tönnies' unerschütterlicher Aufklärungsprogrammatik zu sein. Das Verhältnis zu Nietzsche ist symptomatisch für diesen Zusammenhang.

Während Simmel die aristokratische Ethik und die raffinierte Ressentiment- und Kulturtheorie von Nietzsche rezipierte, beharrte Tönnies auf der sozialwissenschaftlichen und sozialetischen Ahnungslosigkeit von Nietzsche. Für Max Weber war der 'Moralist' Nietzsche, aber auch der Religionspsychologe von Bedeutung. Tönnies nahm im positiven Sinne nur den jungen Nietzsche der unzeitgemäßen Betrachtungen zur Kenntnis, der späte Nietzsche, der Moral- und Religionskritik und der Machtphilosophie blieb ihm fremd. Und das trotz seiner eigenen massiven religionskritischen Impulse, die sich aber ganz ungebrochen aus dem Erkenntnisoptimismus seiner dem westeuropäischen Positivismus verpflichteten Haltung ergaben und nicht wie bei Nietzsche aus einer interessenpsychologischen Dekuvrierung religiöser Motive und Handlungen.

Was sich im Falle seines Verhältnisses zu Nietzsche früh schon zeigte, bewährte sich bei Tönnies später in den Auseinandersetzungen mit dem politischen Irrationalismus in der Krise der Weimarer Republik. Aber auch hier wieder zeigte sich die eigentümliche Blindheit gegenüber den Kräften des Irrationalen in Politik und Kultur. Der Charisma-Begriff Max Webers fehlte ihm. Gemeinschaftsbildungen als Ausdruck des politischen Radikalismus spielen in Tönnies' Denken keine ausdrückliche Rolle. Das Pathos der "rückhaltlosen Offenheit" gemeinschaftlicher Lebensformen in polemischer Spannung zur Distanz der Gesellschaft war Plessners Problem – nicht aber das von Tönnies. Für Tönnies war Gemeinschaft eine sozialhistorische und kulturanthropologische Kategorie, der Typus einer grundsätzlich möglichen Lebensform vor und neben der modernen Gesellschaft – aber keine politische Kategorie.

V. Die Ambivalenz des Rationalisierungsprozesses im Denken der Klassiker

Tönnies teilt mit Simmel und Weber eine Haltung, die Fortschrittskepsis ohne Fortschrittsfeindschaft zum Ausdruck bringt. Das Bewusstsein der 'Kosten', die der Modernisierungsprozess verursacht, war bei diesen Autoren verbunden mit der Einsicht in die Unvermeidlichkeit dieses Prozesses. Der Modernisierungsprozess wurde deswegen

als tragisch eingeschätzt.

Die Vorzüge des Rationalisierungsprozesses sind demnach nicht ohne seine zerstörenden Wirkungen zu haben. Diese Sensibilität für die Ambivalenz des Modernisierungsprozesses zeichnet die deutschen Klassiker in besonderer Weise aus. Bei den zeitgenössischen französischen, englischen und amerikanischen Autoren fehlt diese Wahrnehmungsfähigkeit. Durkheim ist überzeugt von den Chancen der "organischen Solidarität" für die moderne Gesellschaft.

Ein Vergleich mit Durkheim zeigt, wie spezifisch diese Akzentuierung für die Situation in Deutschland war. Durkheim teilt mit Tönnies die dichotomische Begriffsbildung, deutet aber bereits in der Begriffswahl die völlige Absenz des pessimistischen Beiklangs seiner deutschen Kollegen an. Die Unterscheidung von mechanischer und organischer Solidarität würde man im deutschen Sprachgebrauch der Jahrhundertwende genau im entgegengesetzten Sinn verstehen. Mechanisch würde die – moderne – künstlich-technizistische Sphäre, organisch das Natürliche, ursprünglich Gewachsene, das durch „still wirkende Kräfte der Geschichte“ Entstandene. Durkheim versteht es bekanntlich genau umgekehrt. Die frühen Gesellschaften – da noch wenig differenziert – sind mechanisch, die späten sind – aufgrund der ausbalancierten Arbeitsteilung – organisch. Diese gegenläufige Terminologie bringt den deutlichen Unterschied im Gesellschafts- und Geschichtsbild zwischen Tönnies und Durkheim prägnant zum Ausdruck.

Mead ist überzeugt – in Übereinstimmung mit den Philosophen des Pragmatismus – von einer Entwicklungstendenz der modernen Gesellschaft, die auf lange Sicht auf eine weltumspannende freie Kommunikation aller Menschen und Gesellschaften hinführt.

Tönnies' Position in diesem Zusammenhang ist nun besonders charakteristisch. Seine programmatische Fortsetzung des Aufklärungsdenkens hindert ihn nicht daran, den unhistorischen Fortschrittsoptimismus eines Spencer zu kritisieren – ebenso aber auch den Geschichtsdeterminismus eines Marx. Beide Autoren werden, abgesehen von diesem Kritikpunkt, von Tönnies aber hochgeschätzt. Das Verhältnis zu diesen beiden Autoren, dem englischen Evolutionsdenker und dem Kritiker der politischen Ökonomie ist für Tönnies' Haltung ebenso symptomatisch wie auf andere Weise sein Verhältnis zu Nietzsche, dem Kulturpsychologen, Religions- und Moralkritiker. In allen drei Fällen bringt Tönnies seine Parteinahme für die Ratio, die relativierende Kraft seiner historischen Skepsis und seine Ablehnung einer Vernunftkritik im destruktiven Sinne zum Ausdruck.

Tönnies' besondere Form einer tragischen Auffassung der Geschichte nimmt Motive späterer Theorien der Ambivalenz des Zivilisationsprozesses, wie man sie bei Elias, Zygmunt Baumann und Foucault findet, vorweg. Anders aber als Foucault lässt sich Tönnies seinen Erkenntnisoptimismus, sein Vertrauen in den kumulativen Fortschritt der Erkenntnis nicht nehmen.

Bei diesem tragischen Blick auf die Geschichte spielte die Antike als "alter Ego" der gegenwärtigen europäischen Kultur, wie Tönnies sie gelegentlich nannte, eine wesentliche Rolle. In der Antike hatte man den ersten und bisher einzigen deutlich sichtbaren Durchgang einer Kultur von ihren Anfängen bis zu ihrer Auflösung vor Augen. Die Kenntnis der Antike, mit deren Sprache, Kultur und Geschichte die Klassiker vertraut waren, war das eigentliche Medium der kulturhistorischen, kulturpsychologischen und mentalitätsgeschichtlichen Relativierung moderner Lebensformen. Diesen Zugang zu mentalitätsgeschichtlichen Vergleichen mit kulturphilosophischer Zielrichtung hatte im deutschen Sprachbereich auf besonders wirkungsvolle Weise Nietzsche eröffnet.

Die pessimistische Handlungsfähigkeit, Fortschrittskritik und zugleich praktischer Einsatz für Sozialreform – Kritik der Ratio bei gleichzeitiger Hochschätzung der befreienden Wirkung wissenschaftlicher Aufklärung und der praktischen Umsetzung wissenschaftlicher Resultate in die Bemühungen zur Lösung der "sozialen Frage" – das ist eine Haltung, die für Tönnies charakteristisch ist, und die auch als Orientierung für die Gegenwart taugen könnte.

Die Fähigkeit, Widersprüche aushalten und sich nicht auf die Ebene von Vermittlungen retten zu wollen gehört auch dazu.

Die eigentümliche Rezeptionsgeschichte von Tönnies hängt zusammen mit der begrifflich-theoretischen Ambivalenz von Tönnies' Denkstil: Sympathie für die Gemeinschaft – aber Deduktion ihrer Unmöglichkeit unter modernen Bedingungen; Hochschätzung der Erfolge des Rationalisierungsprozesses mit seinen Leistungen auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Aufklärung und der Schaffung von institutionellen Voraussetzungen zur Lösung der 'sozialen Frage' – aber zugleich Aufweis der Verluste, die mit 'tragischer' Notwendigkeit dieser Prozess mit sich bringt und Prognose des in historischen Zeiträumen zu erwartenden 'Untergang' der Gesellschaft.

Tönnies ist meistens mit der einen oder anderen Seite seiner Position identifiziert worden, selten dagegen ist das wechselseitige Bedingungsverhältnis seiner Abwägungen und Einschätzungen wahrgenommen worden. Die vielen Irrtümer, die in der Rezeption von Tönnies sich auswirken, stellen einen Appell dar, nicht nach gedanklicher Linearität dort zu suchen, wo sie programmatischer Weise nicht vorhanden ist.

Im Briefwechsel mit Höffding setzt Tönnies immer wieder zu grundsätzlichen Selbsterläuterungen an. Sein Ziel ist es, Höffding einen möglichst fasslichen Eindruck seiner Grundgedanken zu geben, da er bei seinem dänischen Briefpartner ein grundsätzliches und anhaltendes Interesse an seiner Gemeinschafts-Gesellschafts-Theorie wahrnimmt. Seine Äußerungen haben dabei aber noch einen besonderen Akzent, der für die Perspektive dieser zwischen skeptischem Realismus und tragischer Geschichtsphilosophie sich bewegenden Gesamtdeutung der Epoche bezeichnend ist. Tönnies fühlt sich von Höffding nicht wirklich richtig verstanden, als der bei ihm "sozialen Pessimismus" zu erkennen glaubt. Zwar werde die europäische Zivilisation auf ihrer

Stufe der "Gesellschaft" tatsächlich in historischen Zeiträumen untergehen, aber es bleibe noch genug zu tun, um für die nachfolgende Kultur eine gute Ausgangsbasis zu hinterlassen und dazu bedürfe es tiefer Einschnitte; überlebte Institutionen müssten beseitigt und der Kapitalismus transformiert werden.

Das folgende Zitat enthält auf ungewöhnlich deutliche Art alle wesentlichen Komponenten von Tönnies' Theorem: die Untergangsprognose für die "Gesellschaft" aufgrund der extremen Realisierung des Zweck-Mittel-Denkens; der Bezug auf die Ursprungsstelle des soziologischen Denkens bei St. Simon und damit im Weiteren auch bei Comte: die moderne Gesellschaft als "negative", Traditionen und Bindungen auflösende Epoche; der Hinweis auf die wissenschaftliche Erkenntnishaltung: eine Untergangsprognose ist keine Wertung, sondern eine Diagnose; der sozialetisch inspirierte Imperativ zur Lösung der sozialen Frage; die ideologiekritische Komponente von Tönnies' Gemeinschafts- und Gesellschafts-Theorem kommt in diesem Passus ebenfalls zum Ausdruck: Sie richtet sich gegen Pseudo-Gemeinschaften, gegen Gruppierungen und Institutionen, die den Status von Gemeinschaften für sich beanspruchen, ohne dafür die sozialen und historischen Grundlagen haben zu können.

„Soviel ich weiß, habe ich allerdings in dem Urteile niemals gewankt, daß die gesamte moderne Entwicklung wesentlich negativ und, in St. Simons Sinne, kritisch ist, eben wegen des vorherrschenden gesellschaftlichen Charakters, der sie notwendigerweise trägt; daß sie also schließlich allerdings zum Tode dieser Kultur führen muß. Diese Erkenntnis muß uns aber so wenig hindern, sozial tätig zu sein als wir später Grund haben, uns keine großen Aufgaben individuell mehr zu stellen, wenn wir klar und deutlich wissen, dass wir über die Blüte unserer Lebens hinaus sind und auf dem absteigenden Aste uns befinden. Im Gegenteil: nun gilt es, unsere Kräfte zusammenzunehmen, Früchte zu sammeln, mit der Zeit sparsam umzugehen usw. Ich meine, wir haben den Boden zu bereiten für eine neue Kultur, die vielleicht erst nach 4 - 500 Jahren ihr eigentliches Leben beginnen wird, und wir können ihr keinen besseren Boden bereiten, als wenn wir der gegenwärtigen alten Kultur so viel Gesundheit und Rüstigkeit als irgend möglich, einflößen. Das aber geschieht nicht durch Erhaltung, weder durch Erhaltung des durch und durch revolutionären, demoralisierenden und deintellektualisierenden (das Wort habe ich gebildet, es ist cum grano salis zu verstehen) Kapitalismus und der Gesellschaft, auch durch Erhaltung innerlich unwahr gewordener Gemeinschaften wie der Kirche, der Monarchie usw. Ich muß Ihnen willig einräumen, daß ich, als das Buch geschrieben wurde, in Bezug auf diese mögliche Regeneration trüber in die Zukunft sah, und daß Spuren davon an dem Buch haften; aber praktisch habe ich doch schon damals, und längst, dem Standpunkte der Sozialdemokratie sehr nahe gestanden.²

² Brief von Ferdinand Tönnies an Harald Höffding vom 14. Mai 1899, in: Cornelius Bickel / Rolf Fechner: Ferdinand Tönnies / Harald Höffding Briefwechsel, Berlin 1989, S. 64f.

Jan Friedrich Tönnies am Rockefeller-Institut in New York¹

Von Volker Wunderlich²

Söhne berühmter Väter haben es oft nicht leicht, aus dem Schatten ihrer Väter zu treten. Nur wenigen gelingt es, im gleichen Beruf eine ähnlich hohe Anerkennung zu finden [z.B. die dänischen Physiker Niels Bohr (1885-1962) und Sohn Aage Bohr (1922-2009), beide mit dem Nobelpreis ausgezeichnet]. Vielfach reüssieren die Söhne in anderen Berufen als die Väter [z.B. der Schauspieler Matthias Brandt (*1961) und sein Vater, der Politiker und Nobelpreisträger Willy Brandt (1913-1992)]. Die Söhne von Ferdinand Tönnies (1855-1936) (Carstens 2005) gehören zu der zweiten Kategorie. Der Älteste, Gerrit Tönnies (1898-1978), der als 27jähriger in die USA ausgewandert war, wurde ein bekannter Biochemiker und Krebsforscher am *Institute for Cancer Research* in Philadelphia. Ein weiterer Sohn, Jan Friedrich Tönnies (1902-1970), von Hause aus Diplomingenieur in der Elektrotechnik, erwarb sich bleibende Verdienste in der Elektro- und Neurophysiologie, unter anderem während seiner Tätigkeit am *Rockefeller Institute for Medical Research* in New York in den Jahren 1936-1939. Darüber soll hier berichtet werden.

Das Rockefeller-Institut (ab 1964 Rockefeller University) war 1901 als privates Institut von John D. Rockefeller (1839-1937) gegründet und 1904 eröffnet worden. Es war das erste amerikanische Institut, das sich allein mit biomedizinischer Forschung beschäftigte. Zunächst standen Arbeiten zur Erforschung von Infektionskrankheiten im Vordergrund; allerdings war die Aufgabenstellung von Anfang an sehr breit angelegt und umfasste viele Zweige der biologischen Grundlagenforschung (Corner 1964, Hollingsworth 2004). Die Organisation des Instituts diente bei der späteren Gründung der deutschen Kaiser Wilhelm-Gesellschaft als Vorbild. Gründungsdirektor des New Yorker Instituts war der Pathologe Simon Flexner (1863-1946), der das Amt von 1901 bis 1935 ausübte. In diesem Amt folgte ihm von 1935 bis 1953 der Elektrophysiologe Herbert S. Gasser (1888-1963). Mit Gasser wurden erstmals neurowissenschaftliche Projekte am Institut bearbeitet. Das Rockefeller-Institut war außerordentlich erfolgreich; was beispielsweise an der Zahl der Nobelpreise für langjährige Mitglieder des Instituts abzulesen ist. Zu den so Geehrten gehören u.a. Alexis Carrel (1912), Karl Landsteiner (1930), Herbert S. Gasser (1944), John H. Northrop und Wendell M. Stanley (beide 1946). Der Literatur-Nobelpreisträger Sinclair Lewis (1885-1951)

¹ Herrn Prof. Dr. Dr. h.c. Heinz Bielka (Berlin-Buch) gewidmet.

² Der Autor ist emeritierter Professor für Biochemie am Max-Delbrück-Centrum für Molekulare Medizin in Berlin-Buch.

setzte dem Institut in seinem Roman *Arrowsmith* ein literarisches Denkmal.

Nur sehr wenigen deutschen oder deutschstämmigen Forschern war es vor 1935 gelungen, am Rockefeller-Institut zu arbeiten. Der erste war – ab 1910 bis zu seinem Tod – der Physiologe Jacques Loeb (1855-1924), der bereits 1891 aus Deutschland in die USA ausgewandert war. Er war eine der großen Persönlichkeiten des neuen Instituts. Als nächste folgten während des ersten Weltkriegs die Zellforscherin Rhoda Erdmann (1870-1935) und in den späten 1920er Jahren der Biochemiker Leonor Michaelis (1875-1949, ab 1929 wissenschaftliches Mitglied) sowie zeitweise der Virologe Eugen Haagen (1898-1972). Haagen war dann im Zweiten Weltkrieg in verbrecherische Versuche am Menschen in NS-Konzentrationslagern verstrickt. Nach der Vertreibung aus Deutschland durch das NS-Regime fand der Lederforscher Max Bergmann (1886-1944) 1936 im Rockefeller-Institut eine Zuflucht. Als Stipendiat arbeitete dort in den Jahren 1931/32 der Biochemiker und spätere Nobelpreisträger Fritz A. Lipmann (1899-1986). Dass Jan F. Tönnies in dieses Elite-Institut eingeladen wurde, um dort als *scientific staff member* (Corner 1964: 334) tätig zu werden, ist deshalb außerordentlich hoch zu bewerten.

Erfolge und Enttäuschungen in Berlin-Buch

Der junge Tönnies war im Juli 1929 von Oskar Vogt (1870-1959) an das im Bau befindliche Institut für Hirnforschung der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft in Berlin-Buch geholt worden. Er war dort bis Dezember 1935 Leiter der zunächst von ihm zu etablierenden Abteilung "Physikalische Technik" und zugleich bis 1931 Oberbauleiter für Teile des neuen Instituts. Er hat dabei in allen Belangen „glänzende Begabung und hervorragenden Fleiß an den Tag gelegt“. (Oskar Vogt im Januar 1936, COVAD, 98) Sein Nachfolger Johann Schaefer (1910-1985) erinnerte sich:

„Es ist staunenswert, welche Fülle an organisatorischen und baulichen Aufgaben Tönnies in der kurzen Zeit von 1929-1931 bewältigte und welches umfangreiche Arsenal an ungewöhnlich originellen elektronischen Meß- und Registriermitteln für die wissenschaftlichen Zielsetzungen des Vogtschen Institutes er anschließend bis Ende 1935 schuf.“ (Schaefer 1972: 2)

Mit großer Energie stürzte sich Tönnies in seine Aufgaben und machte sich bald einen Namen als erfolgreicher Konstrukteur. Besonders bekannt wurde er durch die Entwicklung und den Bau des ersten einsatzfähigen Apparates zur Messung des Elektroenzephalogramms (EEG), des 5-fachen Neurographen mit direkter Tintenschreibung, wegen seiner Neuartigkeit damals eine Sensation, die später auch literarisch verarbeitet wurde (Welt 1987: 187 ff.). Die Grundlagen des EEG waren durch den Psychiater Hans Berger (1873-1941) in Deutschland entwickelt und 1929 veröffentlicht worden. Jedoch verfügte Berger nur über eine unzureichende Messmethodik.

Tönnies gelang es 1932 mittels speziell erdachter elektronischer Verstärker die schwachen Spannungsdifferenzen 300.000-fach zu amplifizieren und direkt zu registrieren. Zusammen mit den Medizinern Alois Kornmüller (1905-1968) und Max Heinrich Fischer (1893-1972), ebenfalls am Institut für Hirnforschung, wurde er mit einigen frühen Arbeiten zunächst im Tierversuch einer der Wegbereiter der Hirnstromregistrierung (Bielka 2002, Borck 2005). Nachdem ein Selbstversuch von Tönnies gescheitert war, hat er die überhaupt ersten Hirnstrommessungen am Großhirn des Menschen im Jahre 1934 in der neurochirurgischen Klinik von Emil Heymann (1878-1936) dann alleine durchgeführt (Tönnies 1934).

Doch die Verhältnisse am Bucher Institut entwickelten sich nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten äußerst negativ (Borck 2005: 167ff.). Es kam zu vorübergehenden, durch den SA-Mann Max Heinrich Fischer initiierten, Besetzungen des Instituts durch die Sturmabteilung (SA) und zu heftigen politischen Auseinandersetzungen unter den Mitarbeitern, speziell auch im Umfeld von Tönnies. Schaefer berichtet über die

„tapfere und selbstlose Verteidigung seines Instituts-Chefs Oskar Vogt: Ich habe selbst mit ansehen müssen, wie Tönnies deshalb von der SA brutal zusammengeschlagen wurde, ohne sich dadurch einschüchtern zu lassen.“ (Schaefer 1972: 3)

Anders verhielt sich Kornmüller, der wenig später der NSDAP beitrug. Oskar Vogt wurde nur noch die kommissarische Leitung des Instituts zugestanden, die er im März 1937 niederlegte (für die weitere Geschichte des Instituts siehe Schmuhl 2000). Es war deshalb nur zu verständlich, dass Tönnies solche Erlebnisse und der Umgang des NS-Regimes mit seinem Vater³ bewogen, sich nach einer anderen Arbeitsmöglichkeit, tunlichst außerhalb Deutschlands, umzusehen. Auch das scheinbar sichere Anstellungsverhältnis als Beamter im Institut für Hirnforschung hielt ihn offensichtlich nicht zurück. So ist auch Jan F. Tönnies zu den von den Nationalsozialisten aus der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft vertriebenen Forschern zu zählen (Rürup und Schüring 2008 nennen ihn allerdings nicht).

Im Ausland war man schon auf ihn aufmerksam geworden. Im Sommer 1935 besuchten ihn in Berlin-Buch die später als Epilepsie-Forscher bekannten Frederic A. Gibbs (1903-1992) und Erna Gibbs von der *Harvard Medical School*. Tönnies gab Gibbs eine Skizze seines Poly-Neurographen mit, die dieser an Albert M. Grass (1910-1992) weiter reichte, der wenige Zeit später in Amerika das erste kommerzielle EEG-Gerät herausbrachte (Borck 2005: 171). Da auch die Offiziellen der *Rockefeller Foundation* ständigen Kontakt mit dem Institut für Hirnforschung pflegten (den

³ Ferdinand Tönnies war als Gegner des Nationalsozialismus unter Sperrung der Bezüge von der Universität Kiel vertrieben worden. Jan F. Tönnies unterstützte seine Eltern in diesen Jahren finanziell.

Neubau in Berlin-Buch hatte diese Organisation mitfinanziert) und Tönnies bereits 1932 eine beträchtliche Sachkostenhilfe gewährt hatten, überrascht es nicht, dass von dort eine Jan F. Tönnies betreffende Empfehlung ausging, in deren Ergebnis er nach New York eingeladen wurde. Im Sommer 1935 kam der Direktor des Rockefeller-Instituts eigens nach Berlin-Buch, um Tönnies für eine Mitarbeit an seinen Projekten zu gewinnen.

In seiner Autobiographie hat Gasser 1964 den Ablauf dieses Braindrains wie folgt dargestellt:

„After starting the Directorship, Gasser realized that he would no longer be in a position to build his own apparatus. While enroute to Leningrad he encountered Dr. D[aniel] P. O'Brien, who was the European representative of the Rockefeller Foundation. He mentioned his need for an apparatus designer to O'Brien, and from this he picked up useful information about a capable engineer who was approaching a loose end because of a change brought about by the Hitler regime in the organization of the Institute where he worked. In order to take advantage of the information, Gasser stopped off in Berlin during his return trip from Russia for an interview with Dr. Jan Toennies. The doctorate [Tönnies wurde im November 1935 an der Technischen Hochschule Berlin zum Dr. Ing. promoviert⁴] had been earned in engineering; and it turned out that Toennies had a flair for employment of his expertness in electronics in original ways. He was induced to spend several years in America, and during the period of his guidance the technical equipment attained a new order of excellence.“
(Gasser 1964: 23)

Mit Schreiben vom 3. September 1935 erbat Tönnies die Zustimmung des Vorsitzenden des Kuratoriums des Instituts für Hirnforschung, Dr. Krupp von Bohlen und Halbach. (1870-1950), für seine Beurlaubung nach New York, die offenbar gewährt wurde (COVAD, 317) Von Bord der "Majestic" schrieb Tönnies am 15. Januar 1936 noch einmal an Cécile und Oskar Vogt, bevor das Schiff in Cherbourg in Richtung New York ablegte. (COVAD, 98)

Länger als erwartet am Rockefeller-Institut

"A new order of excellence" – ein hohes Lob von berufener Seite. Gasser interessierte sich für die Struktur und Funktion von peripheren Nervenfasern. Seit 1921 hatte er versucht, die nach Erregung der Nerven auftretenden schwachen Aktionsströme zu messen und zu ihrer Verstärkung relativ primitive Kathodenstrahloszillographen verwendet, weil es bessere Geräte zu dieser Zeit noch nicht gab. Trotz dieser Schwie-

⁴ Corner (p.334) und Hollingsworth (p.21) geben als Heimatinstitution von Tönnies die TH (heute TU) Berlin an, obwohl er dort nie angestellt war. Er hatte aber an dieser Hochschule als Externer promoviert.

rigkeiten konnte Gasser grundlegende Erkenntnisse gewinnen und beispielsweise zeigen, dass Empfindungen wie Hitze, Kälte oder Schmerz nur von bestimmten Nervenfasern weitergeleitet werden. Gemeinsam mit Joseph Erlanger (1874-1965) erhielt Gasser 1944 den Medizin-Nobelpreis für „Entdeckungen über die hoch differenzierten Funktionen der einzelnen Nervenfasern“. Beide Forscher begründeten die Ära, in der zum Studium der Nervenfunktion die elektrischen Signale der Nerventätigkeit aufgezeichnet wurden - Meilensteine der Neurophysiologie. Der Begriff Neurophysiologie geht übrigens auf Oskar Vogt und das Jahr 1902 zurück. (Jung 1992: 481)

Der Aufenthalt von Tönnies in New York war zunächst für ein Jahr vorgesehen, wurde aber von Gasser sehr bald verlängert, weil ihn dessen Arbeit überzeugte.

„In one letter Gasser discusses the work being done by a newly employed electronic engineer, Dr. Jan Toennies as follows: ‚While I was gone they have done some marvelous interesting things to the apparatus. With Toennies on hand we are going to have electric physiological apparatus designed as envisioned by an engineer and not by a physiologist. Think of a linear sweep which is really linear, and which has the same sensitivity at the right hand and as at the left hand.‘“ (Gasser an Dr. Helen Graham, 1936, zit nach Schoenfeld 2006: 51)

Diese Verlängerung war Tönnies einerseits sehr willkommen, forderte ihm aber andererseits eine Entscheidung über seine nähere Zukunft ab. Schon im April 1936 äußerte er sich dazu ziemlich klar:

„Meine Absichten für die Zukunft sind in keiner Weise festgelegt, aber soviel ist sicher, dass ich höchstwahrscheinlich nicht wieder an das Institut [in Berlin-Buch] für dauernd zurückkehren werde, zumal da O.V. [Oskar Vogt] die Leitung abgeben muss. [...] Ich kann natürlich nicht sagen, ob man mich auf die Dauer im Rockefeller Institut haben will, aber selbst dann, wenn ich im Rockefeller I. ausscheide, ist es unsicher, ob ich nach Deutschland zurückkehre und in diesem Falle würde wieder sich die Frage eröffnen: Wissenschaft oder Industrie.“ (Tönnies an Schaefer, 9.4.1936 aus New York, COVAD, 96)

Gegenüber Cécile und Oskar Vogt blieb er zunächst noch vorsichtig:

„Ob ich an das Bucher Institut zurückgehe, weiß ich noch gar nicht. Das hängt natürlich nicht nur von der Frage ab, ob ich Ihrem [designiertem] Nachfolger [Hugo Spatz (1888-1969)] erwünscht bin, sondern auch ob Hemmungen anderer Art einer etwaigen dauernden Wiederkehr entgegen stehen. [...] Aus verschiedenen Gründen scheint es mir nicht unwahrscheinlich zu sein, daß ich für einige Zeit in Amerika bleibe, vorausgesetzt, daß ich in meiner Arbeit hier so viel Erfolg habe, daß mein Hierbleiben gerechtfertigt erscheint.“ (Tönnies an C. und O. Vogt am 1.9.1936 aus

New York, COVAD, 96)

Im späten Herbst 1936 war dann seine Entscheidung gefallen, die er Spatz und später auch Vogt in förmlichen Schreiben mitteilte. Erstmals benannte er zugleich seine in New York vorgesehenen Untersuchungen:

„Wenn auch mich sehr vieles verlockt, am Hirnforschungsinstitut [in Berlin-Buch] weiter mitzuarbeiten, so muß ich doch sehr erwägen, daß meine wissenschaftliche Laufbahn in Deutschland durch die Tatsache, daß ich nicht Parteimitglied bin, in gewissem Umfang gehemmt sein dürfte. [...] Ich denke, daß ich mich besser noch für einige Zeit in U.S.A. aufhalte, wenn ich in der wissenschaftlichen Arbeit bleiben will. [...] Ich stehe jetzt im Begriff, meine eigentliche hiesige Arbeit, die physiologisch-experimentelle aufzunehmen. Ich werde den Mechanismus der Synapse studieren auf Grundlage der für das Verhalten der Nervenfasern gesicherten elektrobiologischen Tatsachen.“ (Tönnies an Spatz am 17.11.1936 aus New York, COVAD, 96)

„Gleichzeitig habe ich den Wunsch, den Weg frei zu machen für eine feste Neubesetzung der von mir innegehabten Stelle [Tönnies hatte Spatz seinen Kollegen Dr. J. A. Schaefer als Nachfolger vorgeschlagen und hatte damit später Erfolg]. Ich halte es deswegen für richtig, daß das Anstellungsverhältnis zwischen dem Institut und mir nicht über den 1. April 1937 hinaus fortgesetzt wird [sein Vertrag sah zu diesem Zeitpunkt eine automatische Verlängerung für drei Jahre vor, wenn keine Kündigung erfolgt war], auch nicht in der jetzigen Form der Beurlaubung.“ (Tönnies an O.Vogt, am 3.1.1937 aus New York, COVAD, 315)

Sicher schätzte Tönnies richtig ein, dass das fehlende Parteibuch ein Hindernis für seine weitere Laufbahn im Bucher Institut sein würde. Ausschlaggebend waren aber wohl die „Hemmungen anderer [politischer wie persönlicher] Art,“ die eine Rückkehr weitgehend ausschlossen. Außerdem lag ihm daran, Johann Schaefer rechtzeitig die Nachfolge zu sichern. Er hatte ihn im Herbst 1935 schon entsprechend eingearbeitet. Von New York aus stand er in häufigem Briefwechsel mit Schaefer, der ihn im Frühjahr 1939 dort auch besuchte. Bis 1940 führte dann das Bucher Institut Tönnies als Gastforscher (Schmuhl 2000).

Tönnies korrespondierte von New York aus auch regelmäßig mit Richard Jung (1911-1986) – später *„one of the greatest electroneurophysiologists of his time“* (Niedermeyer 1999: 7) –, mit dem er seit 1934 befreundet war und lebenslang blieb. Jung beschrieb diese Zeit in seinen Erinnerungen:

„We worked independently in different fields, and when I consulted him about amplifier and experimental problems by letter, his answers returned promptly by transatlantic sea mail within two weeks. Personal meetings were restricted to Tönnies's brief European visits to Berlin in 1937 and to the Zürich International Physiology

Congress in 1938.“ (Jung 1992: 493)

Im Sommer 1937 hielt sich Tönnies mehrere Monate in Europa auf. Er arbeitete zeitweise noch einmal im Bucher Institut, fertigte dort eine verbesserte Apparatur für Oskar Vogt an und besuchte anschließend das neue Vogtsche Institut in Neustadt/Schwarzwald. Zu dessen Einweihung hatte er zuvor sehr persönliche Worte gefunden. Er erinnerte an die sieben Jahre, die seit dem Bezug des Neubaus in Berlin-Buch im Februar 1930 vergangen waren:

„Die ersten dieser Jahre waren ausgefüllt mit dem freudigen und erfolgreichen Ausbau des neuen größeren Hirnforschungsinstituts und trotz aller Widerstände konnten Sie eine Forschungsstätte verwirklichen, die in der Großzügigkeit des Programms in Deutschland nichts Gleichwertiges kennt. Das Rockefeller Institut, an dem ich jetzt tätig bin, ist mehr mit der Organisation der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft als Ganzes vergleichbar. Diese fruchtbare Idee der Arbeitsgemeinschaft mit Klinik, Anatomie, Physiologie, Psychologie, Genetik usw. unter einem Dach ist zweifellos ein Schritt in der Organisation der wissenschaftlichen Arbeit gewesen, der vielleicht erst in viel späterer Zeit wieder als notwendig und fruchtbringend durchgesetzt werden wird [Auch für das 1992 in Berlin-Buch gegründete Max Delbrück-Centrum für Molekulare Medizin ist diese Idee verpflichtend]. Trotzdem Sie jetzt sicher nicht ganz ohne ein leichtes Gefühl der Bitterkeit dieses von Ihnen mit so viel Mühe aufgebaute und verteidigte Gebilde verfallen sehen, so glaube ich doch, daß eine ganze Menge von dem Geist, den Sie dem Hirnforschungsinstitut als richtungsweisend gegeben haben, fortleben wird. – Daß durch die Wendung der Zeiten es Ihnen nicht möglich war, dem Hirnforschungsinstitut, Ihrer Schöpfung noch mehr Erfolg und Anerkennung zu sichern, ist sicherlich tragisch, nachdem bereits durch den Ausbruch des [I.] Weltkrieges die Erfüllung Ihrer Pläne eine so lange Verzögerung erfahren hatte. Der Kampf um die Erhaltung und Fortführung des Instituts hat Ihnen dann weitere mehrere kostbare Jahre genommen, aber ich denke, dass trotz allem auch dieser Einsatz Ihrer Energie ein für die Wissenschaft wertvolles Ergebnis gehabt hat. [...] Ich hoffe, daß in diesen Tagen Ihre Gedanken nicht so sehr erfüllt sind von dem was Sie an Aufgebautem in Buch zurücklassen müssen, sondern mehr von dem, was Sie an Neuaufbau in Ihrer intimeren neuen Forschungsstätte mit einem engeren Mitarbeiterkreis vor sich haben.“ (Tönnies an Vogt, am 18.3.1937 aus New York, COVAD, 100)

Unschwer ist aus diesen Sätzen zu erkennen, wie wehmütig auch Tönnies an die Jahre in Berlin-Buch zurückdachte.

Nachhaltige Forschungsergebnisse

Wie zuvor in Berlin-Buch hatte Tönnies am Rockefeller-Institut zwei Aufgabenkom-

plexe zu bearbeiten: Erstens, Entwicklung und Bau von elektronischen Geräten für den Forschungsbedarf der Gruppe, und zweitens eigene experimentelle Forschung.

Zunächst stand die erste Aufgabe im Vordergrund. Gasser hatte am Institut in der ersten Etage des Nordflügels die für seine Arbeiten erforderliche Umstellung des bisher üblichen Gleichstroms auf Wechselstrom vornehmen lassen. Ab Frühjahr 1936, wenige Wochen nach Tönnies' Ankunft und mit seiner Hilfe, war die Gruppe arbeitsfähig.

„Es ist eine gute Werkstatt vorhanden, die von einem deutschen Werkmeister geleitet wird und außerdem vier deutsche Mechaniker beschäftigt.“ (Tönnies an Vogt, 5.4.1936 aus New York, COVAD, 98)

stellte Tönnies zudem fest. Weiterhin berichtete er an Vogt:

„Weil die an den Nerven beobachteten Potentiale einen außerordentlich schnellen Ablauf haben, benutzen wir nur Kathodenstrahlosillographen zur Registrierung. Das bedeutete fuer mich natuerlich zuerst eine Reihe von neuen Problemen aber ich habe gerade in diesen Tagen einen neuen Aufbau mit mehreren nuetzlichen Verbesserungen vollendet.“ (Tönnies an Vogt, 5.4.1936 aus New York, COVAD, 98)

Die Erwartungen an ihn waren groß, doch es gelang ihm relativ schnell, sie zu erfüllen.

„It is hard for the modern reader to realize that in 1939 [and before that] the kind of equipment needed for electrophysiological research was not, as it is today, commercially available and was, indeed, rarely found even in major laboratories. Amplifiers, oscilloscopes, stimulators and other electronic gear had to be constructed, so the neurophysiologist needed to be something of an electronic engineer. Gasser imported to Rockefeller [Institute] a gifted Dutch [sic, correct: German] engineer, Jan Toennies, who designed and built most of the electronic equipment for the laboratories. The possession of such facilities gave Rockefeller a preominent position over other research institutions.“ (Patton 1994: 199-200)

Das Wirken von Tönnies in diesen Jahren auf dem Gebiet der Geräteentwicklung erschließt sich uns aus den Urteilen seiner Zeitgenossen und aus denen der Historiker. Sie werden hier trotz gelegentlicher Redundanz im Wortlaut wieder gegeben. Das Wirken war geprägt durch nachhaltige Innovationen und hatte seinen Höhepunkt in der Entwicklung des Differenzverstärkers (*Differential amplifier*) und der Kathodenfolgeschaltung (*cathode follower*). Diese Neuerungen (Tönnies 1938a, 1939a) waren für die gesamte Elektrotechnik von Bedeutung, aber zunächst profitierten davon namhafte Wissenschaftler am Rockefeller-Institut, darunter – neben Gasser – Rafael

Lorento de Nó (1902-1989), Harry Grundfest (1904-1983) und David P.C. Lloyd (1911-1985) (Schoenfeld 2006: passim). Auch von der amerikanischen Legende Alfred Lee Loomis (1887-1975) wurde Tönnies konsultiert, bevor Loomis seine Arbeiten zur Anwendung des EEG in der Schlafforschung aufnahm.

John C. Eccles (1903-1997), Nobelpreisträger für Medizin von 1963, schrieb in seinem Nachruf auf Tönnies:

„From 1936 to 1939 he [Tönnies] was an associate at the Rockefeller Institute in New York, having been invited there by Professor H.S.Gasser. During that period he made a great contribution to the Rockefeller Institute by his beautifully designed electrical stimulation equipment, differential amplifiers and recording techniques. Even until relatively recent times this excellent Tönnies equipment was being used in the Rockefeller Institute.“ (Eccles 1971)

Ähnlich äußerte sich der schon genannte Frederic Gibbs:

„Designers of scientific instruments are a rare breed. Jan Toennies was one of the best. [...] The Schwarzer electroencephalograph [Die Firma Schwarzer brachte nach dem Krieg den ersten in Europa industriell gefertigten Elektroenzephalographen auf den Markt] and its ingenious rectilinear recorder were and are based on Toennies' designs. He built for the Rockefeller Institute in New York, the world's first six channel cathode ray recording system. His high speed camera was superior to others in use at that time. He designed and built the first differential amplifier.“ (Gibbs 1971)

Während frühere Geräte durch viele Unzulänglichkeiten gekennzeichnet waren, konnte Tönnies entscheidende Eigenschaften verbessern:

„It was not until Jan Toennies, a skillful engineer, [...] was hired in the mid 1930s that the new equipment that Toennies designed and built began to acquire the stability and linearity close to that of their present-day counterparts. [...] Toennies was one of the first bioengineers to design and built cathode followers and differential amplifiers, later used during World War II in radar systems.“ (Schoenfeld 2002: 91)

und

„Toennies' new design for amplifiers, with better frequency response and rejection of common mode noise, greatly improved the accuracy of recording.“ (Chase and Hunt 1995: 161)

Für die weitere Entwicklung der Elektro- und Neurophysiologie waren die Arbeiten

von Tönnies wegweisend. Darauf hat Ernst Niedermeyer hingewiesen, der ihn einen „*outstanding physicist and electronic engineer*“ nennt und fortführt:

„Toennies stayed with Gasser at the Rockefeller Institute in New York where he constructed the first cathode follower to record from high-resistance electrodes. This was the birth of microelectrode recording, which developed into an enormously powerful tool in the 1950s and 1960s.“ (p.7)

„The introduction of the cathode follower by Toennies created the technical prerequisite for single cell recordings.“ (p.12) (Niedermeyer 1999)

Der später von den deutschen Nobelpreisträgern Erwin Neher (*1944) und Bert Sakmann (*1942) entwickelte

„patch clamp amplifier was the continuation of the Gasser-Toennies improvements of specialized biomedical electronics circuits“. (Schoenfeld 2006: 289)

Die Allgemeingültigkeit der Ergebnisse von Tönnies hebt der Historiker Jochen Richter (*1934) hervor:

„Tönnies [gelang] schließlich 1938 der Durchbruch zu einer wissenschaftlich-technischen Neuerung ersten Ranges: Der von Tönnies entwickelte ‚Differenzverstärker‘ löste nicht nur entscheidende Probleme der elektroenzephalographischen Registriertechnik (Verstärkung von Spannungsdifferenzen, Unterdrückung störender Wechselstromeinflüsse, Abnahme durch beliebig viele Elektrodenpaare usw.), er stellte der Elektrotechnik und Elektronik überhaupt eine völlig neue Prinzipschaltung zur Verfügung, die auch in anderen Praxisbereichen heute vielseitige Anwendung findet. Auf diese Weise ist aus der sehr spezifischen Arbeitsrichtung [...] ein in der Tat universales Ergebnis hervorgegangen.“ (Richter 1981: 1433)

Als junger Mann kam 1937 auch der Brite Alan L. Hodgkin (1914-1998) zu Gasser an das Rockefeller-Institut. Dort traf er unter anderem Tönnies und diese Begegnung blieb ihm lange im Gedächtnis. Aus seinen Schilderungen erfahren wir einiges über die damaligen Lebensverhältnisse am Rockefeller-Institut.

„The Rockefeller Institute is a very nice place to work. It is a large but relatively low building by the East River, surrounded by tennis courts, and gardens. [...] I have an ‚office‘ room to write in and a lab with superb equipment. [...] Everything was put into working order when I arrived and if anything goes wrong I ask the advice of Toennies, the engineer-physiologist who works next door. He designs the amplifiers for Gasser’s department and these are made in a private shop by trained assistants. [...] The people who works in Gasser’s department are all quite young and very nice and friendly.

They are completely different from one another.“ (Hodgkin 1992: 91-92)

Mit Tönnies ging Hodgkin gerne zum Abendessen (p.95) und gelegentlich auch in die Oper – „La Traviata“ in der Met (p.101). In seinen Erinnerungen schrieb Hodgkin weiter:

„There I met Dr. Toennies [...]; he told me to forget about radiation fields and other irrelevant ideas that I had been struggling with, and to think only in terms of electrical leaks, stray capacities and actual spread of current in the tissue.“ (Hodgkin 1992: 71)

und

„Soon after I arrived, Dr. Toennies, the electronics expert in Gasser’s group, pointed out that it was essential to use a cathode follower if one wished to make accurate recordings of rapid electrical changes from a high resistance preparation like a single crab axon. He provided the necessary equipment and I learnt a great deal about electronics and electrical recording.“ (Hodgkin 1992: 78)

Hodgkins’ kurzgefasstes Urteil über Tönnies lautete:

„Toennies is a typical German – quiet, methodical and incredibly efficient.“ (Hodgkin 1992: 92)

Hodgkin erhielt 1963 den Nobelpreis für Medizin und war von 1970-1975 Präsident der Royal Society.

Der langjährige Leiter des Elektronik-Departments der *Rockefeller University*, Robert L. Schoenfeld (1920-2007) würdigt Tönnies in einem mit „Herbert Gasser-Toennies“ überschriebenen Kapitel seines Buches wie folgt:

„Jan Toennies played a leading role in the development of electrophysiology by his inventiveness and skill in the design and fabrication of electronic instruments for use in laboratory research. [...] From 1936 to 1938 he was an Associate [usually appointment for two years] with Herbert Gasser at the Rockefeller Institute where he produced a unique assemblage of electronic instrument which became prototypes of the state of the art. Not only was Herbert Gasser delighted with his work, but also he mentored Alan Hodgkin in their use so that Hodgkin secured a grant from the Rockefeller Foundation to take several sets of these instruments back to Cambridge to set up a student laboratory which serviced undergraduates for many decades.

Toennies was an inventor of one form of the differential amplifier and made improvements on many other circuits including the cathode follower. The systems developed at Rockefeller were not only carried overseas to Cambridge, but with John Eccles to

Australia, and with Harry Grundfest to Fort Monmouth [bis heute Stützpunkt der US-Army in New Jersey, damals u.a. Radar-Entwicklung] for EEG recording during World War 2 and later to Grundfest's laboratory at Columbia [University].“ (Schoenfeld 2006: 63)

Es wäre jedoch falsch, Tönnies nur als einen genialen Designer von elektronischen Geräten zu sehen. In den Jahren in Berlin-Buch hatte er sich eine gute Kenntnis der Neurophysiologie angeeignet, die ihm schon damals von Nutzen war. Als Konstrukteur konnte er deshalb besonderen Erfolg haben, weil er in der Lage war, seine Apparaturen an neurophysiologische Probleme zu adaptieren. Bereits Vogt hatte ihm attestiert:

„Er hat [...] schnell die Bedürfnisse des einzelnen Forschers erkannt und eine geeignete Apparatur ihm an die Hand zu geben verstanden.“ (Oskar Vogt am 9. Januar 1936, COVAD, 98)

Die genaue Kenntnis neurophysiologischer Probleme half ihm dann auch in New York, ein eigenes interessantes Forschungsfeld zu finden. Sein Freund Richard Jung, der ihn wohl am besten kannte, schrieb im Rückblick:

„Tönnies was both scientist and technologist. His strength lay in this combination and in the originality of his thinking, and his successes were many. [...] Tönnies weakness was anatomy, and this sometimes resulted in unconventional ideas and findings.“ (Jung 1992: 494)

Es entstanden so in den New Yorker Jahren zwei hochrangige Publikationen (Tönnies 1938b, 1939b), die sich mit der Physiologie des Rückenmarks befassten, deren Inhalt an dieser Stelle aber nicht weiter ausgeführt werden kann. Sowohl Eccles wie auch Gibbs würdigten sie in ihren Nachrufen auf Tönnies:

„While at the Rockefeller Institute, Tönnies made his most important neurophysiological discovery, namely the dorsal root reflexes. They remained a physiological enigma until much later they were shown to be produced by the depolarization of afferent nerve terminals concerned in presynaptic inhibition.“ (Eccles 1971)

und

„Toennies decided, to stimulate the central end of a motor root and record the electrical activity in the spinal cord [...]. His published results created a wave of excitement in every part of the neurophysiological world.“ (Gibbs 1971)

Ausschlaggebend für Tönnies' Erfolge waren Begabung, Fleiß, Urteilskraft, glückliche Umstände und eine gesunde Selbsteinschätzung, die er schon in sehr jungen Jahren entwickelt hatte. Als frisch gebackener Ingenieur hatte er in einer Bewerbung formuliert:

„Ich bemerke noch, daß ich ganz besonders für experimentelle Arbeiten begabt bin. In Verbindung mit guten theoretischen Kenntnissen und der Veranlagung zu neuen Ideen bin ich in der Lage, auch schwierige Probleme mit gutem Erfolg zu bearbeiten.“
(Anmerkung von J. F. Tönnies, Bewerbung vom 26. Januar 1928, Flöel 2002: 28)

Diese Fähigkeiten hat er immer wieder unter Beweis gestellt.

Rückkehr nach Deutschland

Kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, im Juni 1939, kehrte Tönnies nach Deutschland zurück. Seine Beweggründe sind nicht bekannt. Sicherlich hätte er eine glänzende Zukunft als Wissenschaftler in Amerika haben können. Die damaligen Mitglieder der Arbeitsgruppe von Gasser (Grundfest, Lloyd, Lorento de Nó) wurden beispielsweise später, unabhängig von ihrer ursprünglichen Nationalität, alle Mitglieder der amerikanischen *National Academy of Sciences*. Auf die spätere Laufbahn von Hodgkin wurde schon hingewiesen.

Die Heimkehr musste nicht aus Rücksicht auf die Familie Tönnies erfolgen. Während seines Aufenthalts in New York waren beide Eltern verstorben: der Vater am 9. April 1936 und die Mutter am 19. November 1937. Von den vier Geschwistern war 1939 nur noch der jüngste Bruder Kuno in Deutschland. Der ältere Bruder Gerrit und die ältere Schwester Franziska lebten mit ihren Familien seit 1925 bzw. 1938 in den USA. Die jüngere Schwester Carola hatte 1932 einen Anglo-Iren geheiratet und war seitdem mit ihrer Familie in Birma ansässig (Carstens 2005). Kontakte zur Familie wären also eher leichter gewesen, wenn er in Amerika geblieben wäre; es war klar, dass sie im Falle eines drohenden Krieges unterbrochen sein würden, was dann später auch geschah.

Tönnies unternahm nach seiner Rückkehr offenbar keinerlei Anstrengungen, um in Deutschland in die Wissenschaft zurückzukehren. Möglicherweise wollte er einige Zeit in der Wirtschaft bzw. Industrie arbeiten; für begabte Ingenieure immer eine reizvolle Alternative zur Wissenschaft. Jedenfalls hatte er in den Jahren 1939 bis 1945 leitende Positionen in verschiedenen technischen Einrichtungen in Potsdam, Berlin und Freiburg inne.

Über die politischen Verhältnisse im nationalsozialistischen Deutschland dürfte Tönnies sich im Juni 1939 keine Illusionen gemacht haben. Dass ein Krieg bevorstand, wird er befürchtet haben. Ob es ihm gelingen könnte, sich auf Dauer dem Kriegsdienst zu entziehen, mag er bezweifelt haben. Erstaunlicherweise gelang es ihm.

Es bleiben vor allem zwei Gründe, die Tönnies bewogen haben können, unmittelbar vor dem Krieg nach Deutschland zurückzukehren. Erstens, aus Patriotismus, und zweitens, wegen der Absicht, eine Familie zu gründen. Er hat dann im Juni 1940 die Malerin und Restauratorin Elfriede Balden (1903-1973) geheiratet. Wie lange er seine zukünftige Frau zuvor kannte, ist nicht klar. Es gibt Hinweise, dass sich diese Verbindung während seines Aufenthaltes in Deutschland im Sommer 1937 angebahnt hatte. Aus der Ehe gingen zwei Töchter, Janette und Constanze, hervor. Tönnies wurde ein glücklicher Familienvater, aber die Familie hatte – wie überall in Deutschland – bis etwa 1950 schwere Zeiten zu überstehen. Als Unternehmer und Leiter eines 1949 gegründeten eigenen Entwicklungslabors für Elektrophysik (Medizinische Elektronik, Neurophysiologie) in Freiburg im Breisgau hat Tönnies danach bis zu seinem frühen Tod hervorragende Arbeit für die Medizin geleistet. Auch blieb er der Wissenschaft verbunden, insbesondere in der Zusammenarbeit mit Richard Jung. Doch die Arbeit am Rockefeller-Institut in New York ist zweifellos als eigentlicher Höhepunkt seines Schaffens anzusehen.

Literatur

- Bielka*, Heinz (2002) Geschichte der Medizinisch-Biologischen Institute Berlin-Buch, 2. Auflage. Berlin, Heidelberg, New York
- Borck*, Cornelius (2005) Hirnströme. Eine Kulturgeschichte der Elektroenzephalographie. (Reihe „Wissenschaftsgeschichte“, herausgegeben von Michael Hagner und Hans Jörg Rheinberger). Göttingen
- Carstens*, Uwe (2005) Ferdinand Tönnies. Friese und Weltbürger. Norderstedt
- Chase*, Merrill W., Hunt, Carlton C. (1995) Herbert Spencer Gasser. Biographical Memoirs. National Academy of Sciences of the United States of America 67: 147-177
- Corner*, George W. (1964). A History of The Rockefeller Institute, 1901-1953. Origins and Growth. New York
- COVAD = Cécile und Oskar Vogt-Archiv am Institut für Hirnforschung, Universität Düsseldorf. Die nachgestellten Zahlen geben die Band-Nummern an
- Eccles*, John C. (1971) Jan-Friedrich Tönnies. *Journal of Neurophysiology* 34: 937
- Flöel*, Janette; geb. Tönnies (2002) Private Dokumentation zum 100. Geburtstag des Vaters Jan Friedrich Tönnies
- Gasser*, Herbert S. (1964) Herbert Spencer Gasser 1888-1963 (Autobiography). *Experimental Neurology* 9, Suppl. 1, 1-38
- Gibbs*, Frederic A. (1971) Announcement. *Clinical Electroencephalography* 2: 57
- Hodgkin*, Alan L. (1992) Chance and Design. Reminiscences of Science in Peace and War. Cambridge
- Hollingsworth*, J. Rogers (2004) Institutionalizing excellence in biomedical research: the case of The Rockefeller University. pp. 17-64. In: Darwin H. Stapleton (Ed.) *Creating a Tradition of Biomedical Research: Contributions to the History of The Rockefeller University*. New York
- Jung*, Richard (1992) Some European neuroscientists: a personal tribute. pp. 477-511. In: Frederic G. Worden, Judith P. Swazey, George Adelman (Edts.) *The Neurosciences: Path of Discovery*. Boston. (First published in 1975)
- Niedermeyer*, Ernst (1999) Historical aspects. pp. 1-14. In: Ernst Niedermeyer, Fernando Lopes da Silva (Eds.) *Electroencephalography: basic principles, clinical applications, and related fields*. Fourth Edition. Philadelphia, Baltimore, New York [u.a.]

- Patton*, Henry D. (1994) David P. C. Lloyd. 1911-1985. Biographical Memoirs. National Academy of Sciences of the United States of America 65:197-209
- Richter*, Jochen (1981) Die Entdeckungsgeschichte der Elektroenzephalographie und die Entwicklung ihrer technischen Voraussetzungen. 3. Mitteilung: Die Weiterentwicklung der elektroenzephalographischen Registriertechnik durch Tönnies und Kommüller im Anschluß an die Bergersche Erstveröffentlichung. Das Deutsche Gesundheitswesen. Zeitschrift für Klinische Medizin 36:1432-1436
- Rürup*, Reinhard, Schüring, Michael (2008) Schicksale und Karrieren: Gedenkbuch für die von den Nationalsozialisten aus der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft vertriebenen Forscherinnen und Forscher. Göttingen
- Schaeder*, Johann Albrecht (1972) Nachruf auf Jan Friedrich Tönnies. Klinische Neurophysiologie 3:1-5
- Schoenfeld*, Robert L. (2002) From Einthoven's galvanometer to single-channel recording. Institute of Electrical and Electronics Engineers (IEEE) engineering in medicine and biology magazine 21: 90-96
- Schoenfeld*, Robert L. (2006) Exploring the Nervous System: with electronic tools, an institutional base, a network of scientists. Boca Raton, Florida
- Schmuhl*, Hans-Walter (2000) Hirnforschung und Krankenmord. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung 1937-1945. Forschungsprogramm „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“. Ergebnisse 1
- Tönnies*, Jan Friedrich (1934) Die unipolare Ableitung elektrischer Spannungen vom menschlichen Gehirn. Naturwissenschaften 22: 411-414
- Tönnies*, Jan Friedrich (1938a) Differential amplifier. Review of Scientific Instruments 9: 95-97
- Tönnies*, Jan Friedrich (1938b) Reflex discharge from the spinal cord over the dorsal roots. Journal of Neurophysiology 1: 378-390
- Tönnies*, Jan Friedrich (1939a) Amplifier. United States Patent Office 2147940, 21.2.1939
- Tönnies*, Jan Friedrich (1939b) Conditioning of afferent impulses by reflex discharges over the dorsal roots. Journal of Neurophysiology 2: 515-525
- Welt*, Elly (1987) Berlin Labyrinth. Zürich (Original: Berlin Wild, New York, 1986)



Jan Friedrich Tönnies

Frau Constanze Tönnies (Berlin) danke ich für das Porträtfoto Ihres Vaters und für wertvolle Informationen.

Abrechnungs-Kontrolle

Zum Essay von Sibylle Tönnies über „Des Kaisers neue Kleider“

Von Konrad Ott

Sibylle Tönnies hat im Tönnies-Forum 2/2009, S. 26-36 den 80. Geburtstag von Jürgen Habermas zum Anlass für eine vernichtende Beurteilung der Theorie und Wirkung von Habermas genommen. Habermas laviere undefinierbar zwischen allen Positionen herum (S. 27), seine Schriften seien „objektiv unverständlich“ und richteten „viel Schaden“ unter dem philosophischen Nachwuchs an. Seine Theorie sei „tautologisch“, gebe die ethischen Ideale einer materialistischen Philosophie preis und spiele in der „strengen, ernst zu nehmen Philosophie“ keine Rolle. Was von Habermas bleibt, ist dann eigentlich nur noch die wissenschaftssoziologisch zu klärende Frage, wie dieser Mann es zu solcher Reputation bringen konnte (S. 27). Das ist schweres Geschütz, mit dem da gefeuert wird. Da der essayistische Text von Frau Tönnies etwas sprunghaft ist, werde ich in meiner Replik zunächst einige falsche Unterstellungen abweisen (1.), dann drei Hauptvorwürfe sukzessive behandeln (2.), drittens auf die Doppeldeutigkeit in Frau Tönnies Ausdruck "wahr-reden" aufmerksam machen, um zuletzt auf zwei wirkliche Probleme näher einzugehen, die Frau Tönnies anspricht (4.), nämlich das Problem des materialistischen Erbes der Diskurstheorie und das einer Konsenstheorie der Wahrheit.

1.

Ich empfinde es als problematisch, wenn man durch eine aus dem Kontext gerissene "Textprobe" (S. 27) die generelle Unverständlichkeit von Schriften dartun möchte. Mit diesem Verfahren kann man leicht die Unverständlichkeit vieler Philosophien "belegen". Polemische Schopenhauer-Zitate, die gegen Hegel und dessen Schüler gerichtet sind, lassen sich nur dann auf Habermas und dessen Schüler ummünzen, wenn vorausgesetzt werden kann, dass a) Schopenhauers Urteile gegen Hegel und die Hegelianer berechtigt sind und b) Habermas' Philosophie ein ähnlicher Apparat aus klappernden Floskeln ist (Schopenhauer über Hegel). Ansonsten erschleicht man sich durch derartige Zitate, was es zu begründen gilt. Dies gilt auch für die Heranziehung von Märchen.

Wenn Frau Tönnies das Beispiels von Goebbels' Sportpalast-Rede zu Recht als Widerlegung der Diskurstheorie nicht überzeugend findet, warum bringt sie es dann überhaupt (S. 32)?

Die Monarchie ist für die Diskurstheorie nicht ebenso gut wie die Demokratie, da die Diskurstheorie eine Kritik am monologischen Entscheiden umfasst, die auch dann

gilt, wenn Einzelne vermeinen, immer nur das Beste für alle anderen zu bewirken (wie der idealisierte König). Das Beispiel ist auch deshalb irreführend, da sie ein einsames Subjekt idealisiert und diese Idealisierung mit den Präsuppositionen gemeinsamer Sprachpraxis gleichsetzt.

Kein Habermasianer behauptet, dass alles, was die Zivilgesellschaft sagt, wahr ist (S. 35). Eine solche Behauptung wäre eine kategoriale Verwechslung zwischen Kommunikationsstrukturen und propositionaler Gültigkeit. Die Zivilgesellschaft wird auch nicht als sozialen "Schicht" verstanden (S. 35). Die Anhänger der Diskurstheorie beanspruchen nicht, eine ideale Kommunikationsgemeinschaft zu bilden (S. 35). Keine in Raum und Zeit situierte Diskursgemeinschaft entspricht einer regulativen Idee. Habermasianer glauben auch nicht, dass sie zu einer „entscheidenden Menschenklasse“ zählen (S. 35). Die Diskursethik privilegiert nicht die, die klug reden können, hinsichtlich ihrer sozialen Stellung. Solches als den "Ertrag" der Diskurstheorie auszugeben, kann sich nicht auf Textbelege stützen, sondern ist eine Art tiefenpsychologische Spekulation. In Wirklichkeit hat Habermas sich immer gegen Anmaßung und Überheblichkeiten von Intellektuellen gewendet.

Dagegen spricht nicht, dass Habermas gerne Beiträge zu politischen Debatten leistet. Diese Beiträge liegen allerdings auf einer anderen Ebene als die Theoriearbeit. Die politischen Stellungnahmen des Staatsbürgers Jürgen Habermas stehen der Kritik offen und im Medium wechselseitiger Kritik könnte sich aus theoretischer Perspektive ein kantisches Publikum herausbilden, in dem jeder von seinen Verstandeskraften öffentlichen Gebrauch macht und sich eben dadurch *ipso facto* eine demokratische Kultur herausbildet. Dass einzelne politische Positionen über die Jahre hinweg schwankend sind, kann man freimütig einräumen, da Habermas gerade *in politicis* den realen Ambivalenzen nachspürt. Daraus folgt aber nicht, dass Habermas alles und nichts vertreten bzw. alle Themen angefasst und liegen gelassen habe (S. 26). Damit wird man weder der Theorie noch den politischen Beiträgen gerecht, die auf unterschiedliche Weise der Kritik und der Widerlegung zugänglich sind. Die Einschätzung der Politik der USA oder die Problematik der EU-Integration liegen, wie gesagt, auf einer anderen Ebene als die These vom Originalmodus der menschlichen Rede ("*Theorie kommunikativen Handelns*") oder die These von der wechselseitigen Voraussetzung von Menschenrechten und Demokratie ("*Faktizität und Geltung*"). Auf der Theorieebene sieht man vielmehr eine erstaunliche Kontinuität der Motive und Interessen. Man vergleiche beispielsweise nur die frühe Schrift über den "*Strukturwandel der Öffentlichkeit*" mit den Kapiteln VII und VIII in "*Faktizität und Geltung*". Auch hinsichtlich einer sprachpragmatischen Grundlegung der Ethik sieht man über Jahre hinweg eher Kontinuität als ein unschlüssiges Lavieren.

Zuletzt möchte ich fragen dürfen, wie und mit welchem Recht es Frau Tönnies als eine Tatsache behaupten kann, dass die Habermas-Anhängerschaft offenbar eine Gemeinschaft all derer ist, die „sich gegenseitig Verständnis vortäuschen“ (S. 35),

während sie in Wirklichkeit die Texte ihres Meisters selbst nicht verstehen. Solche Behauptungen sind keine Tatsachenbehauptungen, sondern Behauptungen, in denen geltend gemacht wird, dass sich der Personenkreis, der über gelingende Diskursivität nachdenkt, jahrzehntelang im Medium systematisch verzerrter Kommunikation und Selbsttäuschung bewegt. Für solche Selbstverblendungs-Behauptungen übernimmt an Darlegungslasten, die Frau Tönnies an keiner Stelle einlöst.¹

2.

Die drei wesentlichen Thesen von Frau Tönnies lauten:

Habermas spielt in der „strengen und ernsthaften Philosophie“ keine Rolle (mehr).

Habermas' Texte richten viel Schaden im akademischen Milieu an.

Habermas' Theorie ist tautologisch.

Ad 1. Es ist immer problematisch, bezüglich einer Disziplin wie der Philosophie, die von der Logik bis zur Ästhetik reicht, qualifizierende Attributen wie "streng" und "ernst zu nehmen" zu verwenden. Diese Attribute sind "qualifier", die zugleich auszeichnen und abwerten. Wenn man solche wertenden "qualifier" verwendet, sollte man nähere Angaben machen, wer (nicht) hierunter fällt, da man andernfalls einen "unqualified qualifier" benutzt, mit dessen Hilfe man sich erschleichen kann, was Frau Tönnies offenbar begründen möchte, dass nämlich Habermas' Schriften es nicht *verdienen*, philosophisch ernst genommen zu werden. Der Begriff einer strengen und ernst zu nehmenden Philosophie (kurz: "s&e-P") setzt voraus, dass sich diese Philosophen gründlich mit Habermas auseinander gesetzt haben und hernach übereinstimmend zu dem Urteil gelangt sind, dass es sich nicht lohnt, sich mit dessen Theorie zu beschäftigen. Mit der s&e-P können auch nicht nur die Disziplinen gemeint sein (wie formale Logik, Ästhetik, mind-brain-Debatte), zu denen Habermas nicht viel beigetragen hat, sondern es muss die s&e-P auf den Feldern der Philosophie gemeint sein, auf denen Habermas etwas beigetragen zu haben beanspruchen kann.

Frau Tönnies lässt die s&e-P völlig unbestimmt. „Man greift ihn dort nicht an“ (S. 27). Wer ist "man", wo ist "dort"? Dies zu erfahren hat man angesichts der Möglichkeit von (logisch falschen) Umkehrschlüssen der Art: „Wo immer man sich (noch) mit Habermas beschäftigt, herrscht keine s&e-P.“ ein Recht. Frau Tönnies wird nicht sagen wollen, dass es Indiz für s&e-P sei, Habermas zu ignorieren. Natürlich fragt sich auch, ob man sich mit Behauptungen wie etwa der folgenden: „Ich halte es nach wie vor für philosophisch gewinnbringend, sich mit den wesentlichen Schriften von

¹ Frau Tönnies müsste dann bspw. meine persönlichen narrativen Darlegungen, wie ich selbst die Kommunikationsformen in Frankfurt der 1980er Jahre erfahren durfte, als nachträgliche Autosuggestion entlarven.

Habermas kritisch auseinanderzusetzen“ selbst aus dem Kreis der s&e-P ausschließt. Nebenbei sei erwähnt, dass auch John Rawls kein Mitglied im Kreis von s&e-P gewesen wäre. Und Hans-Peter Krüger und Sheyla Benhabib und Axel Honneth und Rainer Forst und Ernst Tugendhat und Friedrich Kambartel und Charles Taylor und Lutz Wingert und viele andere auch nicht. Wessen Definition derart viel ausschließt, sollte wenigstens angeben, wer in der s&e-P eingeschlossen ist. Eine Antwort könnte lauten, die e&s-P sei die analytische Philosophie US-amerikanischer Prägung. Aber möchte Frau Tönnies diese Antwort wirklich geben?

Dummerweise scheinen nun alle Mitglieder des erlauchten Kreises der s&e-P an einer eigentümlichen Charakterschwäche zu leiden. Niemand aus diesem Kreis von Philosophen, in dem Habermas nicht ernst genommen wird, traut sich, die Rolle des Kindes in Andersens Märchen einzunehmen (S. 36). Damit wird man den scharfen Kritikern von Habermas, wie etwa Herbert Keuth, nicht gerecht. Dass die Habermas-Schüler ein Interesse daran haben könnten, den Mantel des Schweigens über diese Peinlichkeit zu decken, ist klar; aber warum sich im Kreise der Habermas-Kritiker und ausgerechnet im Kreise der s&e-P niemand findet, der die Rolle des Kindes einnimmt, ist in einer von Kontroversen geprägten Disziplin wie der Philosophie erklärungsbedürftig. Was für ein Bild der Philosophie wird hier supponiert? Kurzum: Frau Tönnies argumentiert an diesem Punkt obskurantistisch.

Ad 2. Die Texte von Habermas richten Schaden an, weil sie in „abertausenden“ von Studenten mit Notwendigkeit ein unglückliches Bewusstsein hervorrufen. Mit Notwendigkeit, weil die Schriften „objektiv unverständlich“ sind (S. 2). Unter dieser Voraussetzung kann man die vielen Studenten natürlich nur bedauern. Die unbedarften Studenten werden offenbar von anonymen Mächten oder karrieresüchtigen Dozenten zur Dauerlektüre von Habermas verurteilt und müssen daran scheitern. Andere Erfahrungen mit diesen Texten scheinen ausgeschlossen oder beruhen auf der Selbsttäuschung derer, die meinen, über Habermas ließe sich philosophisch mit Gewinn arbeiten. Die Frage ist, woher Frau Tönnies ihre Kenntnisse der globalen studentischen Habermas-Lektüre-Torturen eigentlich bezieht.

Da es sich bei dieser Beschreibung nicht um eine Darstellung der realen weltweiten Habermas-Rezeption handelt, darf man an diesem Punkt fragen, aus welchen Quellen Frau Tönnies ihr profundes Wissen schöpft. Hat sie den abertausenden Studenten selbst über die Schulter in die „tränenenden Augen“ geblickt (wohl kaum); hat sie hierzu wissenschaftssoziologische Studien zu Rate gezogen (wenn ja, welche), haben ihr Kollegen all das so übereinstimmend erzählt, dass sie berechtigt ist, die vielen narrativen Evidenzen zu einem suggestiven Bild zu verdichten? Da Frau Tönnies ihr Bild auf der globalen Ebene skizziert, kann sie nicht *pars pro toto* argumentieren, sich also nicht auf diesen oder jenen Studenten berufen, der mit der Habermas-Lektüre nicht zu

Rande kam.² Ich empfinde diese Beschreibung suggestiv und irreführend. Eine Frage des Stils ist es, ob man aus dem (Zerr-)Bild gequälter Studenten noch die Funken einer Schlusspointe meint schlagen zu müssen.

Ad 3. Der Tautologievorwurf gegen die Diskurstheorie ist häufig erhoben worden. Frau Tönnies geht auf S. 31 immerhin zwei Schritte mit der Transzendentalpragmatik mit (die bei Habermas keine Letztbegründung ist). Dann aber wirft sie Habermas einen Trick vor, den ein ehrlicher Geist nicht mehr mit vollziehen könne. Hierzu heißt es: „Jetzt untersucht Habermas nämlich die Frage, *warum* es unmöglich sei, Falsches ohne Selbstwiderspruch auszusprechen.“ Habermas hat meines Wissens diese Frage nie untersucht, weil die Diskurstheorie nicht behauptet, dass Besagtes unmöglich sei. Freilich kann vielerlei Falsches geltend gemacht werden, ohne dass sich die betreffenden Personen in performative Selbstwidersprüche verwickeln. Selbstwidersprüche treten nicht bei irrümlichen, logisch fehlerhaften und unhaltbaren Propositionen auf, sondern nur bei Lügen, absichtlichen Täuschungen durch sprachliche Manipulation u. dergl. Wahrheit ist keine einfache Eigenschaft des Sprechens oder der Sprache, sondern der Anspruch auf Wahrheit ist in unhintergehbaren Unterstellungen kommunikativen Handelns pragmatisch impliziert. Ich verstehe nicht, welcher Widerspruch hier wie und warum „umgestülpt“ wird (S. 31). Wo genau soll der „Fehlgriff“ liegen?

Die These der Diskurstheorie, dass nur der ungehinderte Austausch von Informationen, Sichtweisen und Gründen uns berechtigt, Geltungsansprüche als eingelöst oder als gescheitert zu betrachten, wird von Frau Tönnies in eine in der Tat tautologische Formulierung verwandelt (S. 32 unten), gegen die sie dann den Tautologismusrvorwurf erhebt. Das beliebte Bild vom Kaninchen, das der Philosoph nur deshalb aus dem Hut zaubern kann, weil er selbst es zuvor hinein gesteckt hat, führt bezüglich einer Theorie, die implizites Teilnehmerwissen rekonstruieren möchte, eher in die Irre als dass es erhellt, worum es in einer solchen Theorie eigentlich geht.

3.

Frau Tönnies verwendet mehrfach in kritischer Ansicht den Ausdruck "wahr-reden". Dieser Ausdruck ist (mindestens) zweideutig. "Wahrreden" kann *einmal* meinen, dass sich über die mögliche Wahrheit oder Richtigkeit von Geltungsansprüchen nur diskursiv befinden lässt. Sprachlich verfasste Geltungsansprüche erheischen von sich aus Anerkennung und sie müssen sich ihre Anerkennungswürdigkeit aufgrund von Grün-

² Da ich selbst mehrfach Seminare zur "Theorie des kommunikativen Handelns" und zur Diskursethik angeboten habe, weiß ich um die Schwierigkeiten, die die Beschäftigung mit Habermas' Schriften mit sich bringt. Ihnen kann man dadurch entgegen wirken, dass man Studenten zunächst eine gut lesbare Einführung in Habermas anbietet, Architektonik der Diskurstheorie aufgliedert, Missverständnisse ausräumt usw. All das macht natürlich unter Frau Tönnies' Voraussetzung keinen Sinn.

den in realen Diskursen erwerben. In diesem Sinne wird der Ausdruck "wahr-reden" eingeführt (S. 30) und nur so kann er in der Diskurstheorie verstanden werden.

Zum zweiten kann "wahr-reden" meinen, dass eine Proposition nur so lange und so oft wiederholt werden muss, bis alle (oder viele) allmählich zu glauben beginnen, dass die Proposition wahr sei. Vom Rauch der Wiederholung wird dabei auf das Feuer der Wahrheit geschlossen. Es ist klar, dass die Diskurstheorie diesen zweiten Sinn weder vertritt noch gutheißt. Proposition *p* wird nicht dadurch wahr, dass möglichst oft und laut "P!" gerufen wird. Wird *p* in Zweifel gezogen, so kann der betreffende Geltungsanspruch nicht dadurch eingelöst werden, dass *p* beliebig oft wiederholt wird – und kein Diskurstheoretiker hat jemals etwas anderes behauptet. In der Ablehnung der zweiten Bedeutung von "wahr-Reden" sollten sich Habermasianer mit Frau Tönnies einig sein.

Frau Tönnies löst diese Ambiguität im Ausdruck "wahr-reden" nicht auf und sie scheint der Diskurstheorie den zweiten Sinn unterschieben zu wollen. Sie stellt die Frage: „Gilt die Aussage darüber, wie Gedanken wahr-geredet werden, auch für die Diskurstheorie selbst?“ (S. 3). Auf welche Aussage bezieht sich diese eigenartige Frage? Der Kontext der Stelle zu Beginn von Abschnitt VII gibt darauf keinen Hinweis. Natürlich kann die Diskurstheorie nicht im zweiten Sinne von "wahr-reden" bestätigt werden, sondern muss sich wie alle Theorien gegen Kritik behaupten und bewähren. Ich gebe gerne zu, dass die Frage nach Bewährung und Widerlegung transzendentaler Theorien eigentümliche wissenschaftsphilosophische Schwierigkeiten mit sich bringt, die gesondert zu erörtern werden. Aber dies zu sagen, heißt nicht, dass Habermasianer ihre Theorie im zweiten Sinne "wahr-reden" dürften. Wenn Frau Tönnies sagen möchte, dass die Habermas-Schüler dies faktisch tun, dann möge sie es behaupten und an Texten belegen.

Sofern diese Behauptung nicht aufgestellt ist, kann es nur darum gehen, die Ambiguität des Ausdrucks "wahr-reden" festzuhalten und davor zu warnen, aus dieser Ambiguität voreilige Schlussfolgerungen zu ziehen. Frau Tönnies löst diese Ambiguität nicht auf, sondern verstrickt sich meines Erachtens selbst darin. Frau Tönnies und Habermasianer sollten eigentlich darin einig sein, dass eine "nachweislich erlogene" Geschichte wie die Geschichte vom verschluckten Zettel (S. 36) nicht dadurch wahr wird, dass sie an Biertischen immer wieder erzählt wird. Aber dann macht die beiläufige Äußerung von Frau Tönnies stutzig, diese Geschichte sei schon „beinahe wahr-geredet“ worden (S. 36). Glaubt Frau Tönnies selbst, was Habermasianer nicht glauben, nämlich dass sich falsche Geschichten durch häufige Wiederholungen "wahr-reden" lassen? Der plattdeutsche Satz, der auch in der Geschichte vom Hasen und Igel auftaucht, ist natürlich kein Prinzip, sondern ein Fehlschluss. Freilich lässt sich Erfundenes erzählen. Hier lässt Frau Tönnies den Leser am Ende ratlos, wie zu verstehen sei und was eigentlich behauptet wird (und was nicht).

4.

Zwei Punkte des Essays sind bedenkenswert: Kann 1. die Diskurstheorie das Erbe des materialistischen Denkens antreten und 2. eine adäquate Wahrheitstheorie entwickeln?

Ad 1. Frau Tönnies scheint die deutschen Linken seit den 1970er Jahren ausnahmslos für so dumm zu halten, dass sie sich „mit geschlossenen Augen“ und ohne es zu merken (S. 29) am habermasschen Gängelbande vom Materialismus fort- und zu einen neuen Idealismus habe zuführen lassen. Dies gibt die komplexe Habermas-Rezeption innerhalb der westdeutschen Linken nicht angemessen wieder.

Richtig ist in der Tat, dass Habermas die sterile Debatte um Materialismus versus Idealismus unterlaufen möchte. Für diesen Versuch gibt es Gründe. Diese Gründe versteht man nicht, wenn man den Idealismus mit dem alten Naturrecht identifiziert, das noch der Kantianer Schiller pathetisch vertrat (S. 29). Der Übergang vom Natur- zum Vernunftrecht wird allerdings bereits von Kant vorbereitet und im 20. Jh. außer von Habermas von Hannah Arendt, John Rawls, Alan Gewirth und anderen Philosophen durchgeführt. Gegen vernunftrechtliche Begründungen der Menschenrechte lässt sich der alte Metaphysikvorwurf nicht mehr so erheben wie gegen die Annahme von Rechten, die „da droben hangen unveräußerlich“.

Die Diskurstheorie kann daher auch eine metaphysikfreie Erklärung der Gültigkeit von Menschenrechten und Demokratie anbieten: Die normativen Gehalte der Menschenrechte, die einst im politischen Pathos der Gründung republikanischer Gemeinwesen (1776, 1789) neu in die formale Welt einer möglichen legitimen sozialer Ordnung eingetragen wurden, haben sich seither in vielen Debatten (und nicht zuletzt auch angesichts geschichtlicher Erfahrungen ihrer Negation in totalitären Staaten) als anerkennungswürdig bzw. als unverwerflich erwiesen, sofern sich Bürger überhaupt auf die intersubjektive Praxis einlassen wollen, ihr Zusammenleben demokratisch und in den Formen des Rechts zu regeln. In diesem Sinne verdienen Menschenrechte und die Prinzipien der Demokratie gegenwärtig Anerkennung; sie sind im ersten Sinne des Ausdrucks "wahr-geredet", d.h. diskursiv validiert worden.

Die Praxis des Sprachgebrauchs (und nicht die Sprache an sich) als "Quelle des Guten" anzusehen (um diese vereinfachte Formulierung von Frau Tönnies aufzugreifen), impliziert keineswegs, die ethischen Grundlagen des Historischen Materialismus zu verlassen. Richtig ist, dass für Habermas die Arbeit *an sich* nicht die Quelle oder "Unterbau" (S. 34) des Guten und Richtigen sein kann. Die These, Arbeit an sich sei Quelle des Guten und Richtigen, findet sich meines Wissens auch bei Marx weder in den *Pariser Manuskripten* noch im *Kapital*. Gegen diese mögliche These spricht, dass im 20. Jh. in moralisch verwerfliche Praktiken enorme Arbeitskraft verausgabt wurde, dass Arbeit und Arbeits"moral" zur ideologischen Kompensation moralischer Verfehlungen benutzt wurde (etwa in der Adenauer-Zeit) und dass heute viel Arbeit in Praktiken investiert wird, die – mit Verlaub – aus umweltethischer Sicht nicht zu

rechtfertigen sind. Es wäre meines Erachtens vulgärmarxistisch, Arbeit an sich zur Quelle des Guten zu erklären. Würde Frau Tönnies Habermas vorwerfen wollen, dass er diese These nicht vertritt, so müsste sie selbst sie verteidigen wollen. Wenn Frau Tönnies diese These vertreten möchte, würden Habermasianer sie gerne mit ihr diskutieren.

An die moralischen Motive des Materialismus, an die Frau Tönnies mit allem Recht erinnert (S. 34 unten), kann die Diskursethik ohne weiteres anschließen: Ein praktischer Diskurs über die Zukunft der Arbeit ist in unsere Gesellschaft überfällig und dringlich. Wie grenzen wir Arbeit begrifflich von anderen Tätigkeiten ab, wenn Arbeit nicht mit Erwerbsarbeit gleichgesetzt werden kann. Welche Formen von Arbeit sollen wie gewürdigt und wie honoriert werden? Wie soll Arbeit in Zukunft verteilt werden? Welche Arbeitsverhältnisse sollen gefördert, welche eingeschränkt oder ggf. unterbunden werden. Verteilungspolitische Debatten können zu dem Ergebnis führen, dass die Schichten und Milieus besser gestellt werden, deren Mitglieder die einfachen, unangenehmen und schweren Arbeiten verrichten müssen oder die sozial besonders hoch wertgeschätzte Tätigkeiten ausüben (wie Krankenpflege und Kindererziehung). Und es geht zu Beginn des 21. Jh. nicht mehr nur um die Aufwertung der Arbeiterklasse, sondern um prekäre Arbeitsverhältnisse, Marginalisierung, drohende Altersarmut, die Zukunft der sozialen Sicherung usw. Es geht Habermas also nicht um die Frage, wie "luftig" oder "stofflich" die Sprachpraxis ist, sondern darum, dass wir die Frage, nach welchen Regelwerken wir gesellschaftliche Arbeit regulieren, wie deren Erträge zu verteilen sind und wie wir Arbeit mit Natur und Umwelt auf nachhaltige und naturverträgliche Weise vermitteln können, nicht der Beobachtung des gesellschaftlichen Stoffwechsels mit der Natur und auch nicht der Beobachtung einfacher Industriearbeit direkt entnehmen können.

Ad 2. Vittorio Hösle hat Recht darin, dass eine reine Konsenstheorie der Wahrheit kriterial leer ist (Zitat S. 33). Dieser berechtigte Einwand bezieht sich nicht auf das Ensemble der Diskursregeln, wie Frau Tönnies meint, sondern liegt tiefer. In seinen Schriften aus den 1990er Jahren hat Habermas seine Wahrheitstheorie revidiert und differenziert. In Bezug auf Wahrheitsfragen versteht Habermas den Begriff der Wahrheit in einem realistischen Sinn und das Konzept des Konsenses unter idealisierten Sprechbedingungen nur noch als ein zentrales Kriterium von Wahrheit. Eine Diskurstheorie der Wahrheit muss also die realistischen Intuitionen, die wird mit dem Begriff der Wahrheit von Tatsachen, Sachverhalten und naturwissenschaftlichen Theorien verbinden, keineswegs leugnen. Abwegig ist jedoch die Ansicht, die Diskurstheorie plädiere dafür, über Wahrheitsfragen abzustimmen (S. 30).

In Bezug auf praktische Fragen fehlt hingegen der "Prüfstein der Realität"; moralisch-normative Gültigkeit muss daher internalistisch konzipiert werden. In Bezug auf moralische bzw. normative Gültigkeit ("Richtigkeit") könne wir daher nicht mehr

erwarten als möglichst gute Begründungen. Selbst in Bezug auf praktische Fragen steht die Mehrheitsregel keineswegs im Mittelpunkt der Diskurstheorie. Kaum etwas ist irriger als die populäre Ansicht, die Diskurstheorie fordere allenthalben den Einsatz der Mehrheitsregel. Die demokratietheoretischen Schriften von Habermas versuchen vielmehr, den legitimen Gebrauch von "majority voting" im Rahmen einer politischen Ordnung festzulegen. Dies sollte die politische Philosophin Sibylle Tönnies wissen. An diesem Punkt erreicht Frau Tönnies nicht das Differenzierungsniveau der von ihr angegriffenen Theorie.

5.

Der Essay von Frau Tönnies ist kein Text, aufgrund dessen man mit Kennermiene zu sagen berechtigt wäre, dass von Habermas „nichts bleiben werde“. Was von Philosophien bleibt, erschließt sich ohnehin nur mit dem Blick auf längere Zeiträume. In längeren Zeiträumen entscheidet sich, welche Philosophien in Würde altern können, dabei aber im Repertoire von Philosophen präsent gehalten werden, und welche nur noch von historischem Interesse sein werden (man denke bspw. an den einstmals berühmten Rudolf Eucken). Niemand kann in die Rolle eines zukünftigen Philosophiehistorikers sprechen und gleichsam gegenwärtig beurteilen, was zukünftig Bestand haben wird.

Der Essay von Frau Tönnies verfehlt sein Ziel, die Reputation von Habermas wissenschaftssoziologisch zu erklären. Theoretisch bietet er wenig Interessantes. Der Essay enthält insgesamt zu viele Torheiten, als dass er zum wirklichen Ärgernis gereichen könnte.

Der Maler und Graphiker Klaus Wrage

Von Uwe Carstens¹

Klaus Wrage wurde am 18. April 1891 in Malente-Gremsmühlen geboren. Der Vater von Klaus Wrage, Joachim Hinrich Wrage (1843-1912), war ein bekannter Landschaftsmaler und Graphiker. Er war einer der bedeutendsten Vertreter der Freiluftmalerei im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und gilt mit seinem Werk als einer der Wegbereiter des Impressionismus. Die Bilder Hinrich Wrages zeigen überwiegend seine bevorzugten Motive der Landschaft von Sylt und des östlichen Holsteins.²



Selbstbildnis von Klaus Wrage

Hinrich Wrage hatte 1884 seine Schülerin Wilhelmine Stahl (1859-1945) geheiratet und hatte sich ein Atelier in Lübeck nahe dem Dieksee eingerichtet. Er war sowohl mit Ferdinand Tönnies als auch mit Friedrich Paulsen bekannt. Wilhelmine Wrage, geb. Stahl war ebenfalls eine begabte Landschaftsmalerin, die vor der Heirat Schülerin von

¹ Dr. Uwe Carstens ist Geschäftsführer der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e.V.

² Die realistisch – ohne Beschönigung, Idealisierung oder Stilisierung – gemalten Bilder machen Hinrich Wrage zu einem der bedeutendsten Maler des "Norddeutschen Realismus". Seine Werke, von denen ein erheblicher Teil 1915 verbrannte, befinden sich in Privatbesitz sowie in zahlreichen Museen, u.a. im Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum auf Schloss Gottorf. In Malente ist die "Hinrich-Wrage-Straße" nach ihm benannt. Hinrich Wrage war der Bruder des Kirchenmalers Wilhelm August Wrage.

Carl Oesterley gewesen war.³ Sie gab nach der Heirat mit Hinrich Wrage zunächst die Malerei auf und begann erst um 1930 wieder damit.

Der Sohn Klaus Wrage, der das Gymnasium in Eutin besucht hatte, ging nach dem Abitur an die Universität Tübingen, um sich zunächst der Philosophie und den Naturwissenschaften zu widmen.⁴



"Hamburger Holzschnitte"
Klaus Wrage 1935

Seine Übereifrigkeit im Studium führte allerdings sehr schnell zu einem physischen und psychischen Zusammenbruch, den er im Familienkreis in Malente zu stabilisieren suchte. Schließlich entschied Klaus Wrage, wie die meisten der "Malerfamilie Wrage", der Wissenschaft zu entsagen und sich der Kunst zu widmen und besuchte die Malerschule eines Professors Knirs in München. Hier faszinierte ihn besonders die Märchenlandschaft Moritz von Schwind.⁵ Etwa 1912 kam Wrage dann nach Torbole am Gardasee zur Freiaktschule Hans Lietzmanns.⁶

³ Carl Wilhelm Friedrich Oesterley (1805-1891) war ein Maler des deutschen Realismus. Er schuf hauptsächlich Ölgemälde. Carl Oesterley habilitierte sich 1829 und übernahm 1831 eine Professur der Kunstgeschichte in Göttingen, wo er mit Carl Otfried Müller die "Denkmäler der alten Kunst" herausgab. Im Jahr 1842 wurde er ordentlicher Professor für Kunst. Nach Vollendung des Bildes "Christus und Ahasverus" wurde er im Jahr 1844 zum Königlich-Hannoverschen Hofmaler ernannt.

⁴ Klaus Wrage hatte drei Schwestern: Ida, Elsa und Bertha Wrage.

⁵ Der österreichische Maler Moritz von Schwind (1804-1871), der unter dem Einfluss von Peter von Cornelius und dessen Monumentalstil zu einem Stil fand, der durch Großzügigkeit und wenige Figuren gekennzeichnet ist, war neben Carl Spitzweg der bedeutendste und populärste Maler der deutschen Spät-Romantik. Seine Bilder zu Themen aus deutschen Sagen und Märchen sind volkstümlich und poetisch gestaltet. Neben der Ölmalerei schuf er auch Bedeutendes in der Freskomalerei und in der Buchillustration. So schuf er auch viele Vorlagen für die Münchener Bilderbogen.

⁶ Der Maler und Zeichner Hans Lietzmann (1872-1955) hatte 1899 in Torbole am Gardasee die

Einem Wunsch seines 1912 verstorbenen Vaters entsprechend, besuchte Klaus Wrage noch im selben Jahre die Münchener Akademie, wo ihn vorrangig Malerei und Graphik beschäftigten. Neben dem erneuten Besuch der Freiaktschule in Torbole besuchte Wrage die "Levin-Funke-Schule" in Berlin.⁷ Aus dieser Zeit überwiegen Ölbilder, die allerdings fast alle 1916 bei dem Brand seines Elternhauses verloren gingen.

Den ersten Weltkrieg erlebte der Kriegsfreiwillige Wrage bereits ab 1914. In der Winterschlacht in der Champagne (1914/15), die der erste Versuch einer frontalen Durchbruchsschlacht im Ersten Weltkrieg war, nachdem im November 1914 die Operationen der Alliierten und der Deutschen in den Stellungskrieg übergegangen waren, wurde Klaus Wrage verschüttet und ernsthaft verwundet. Er konnte allerdings durch die mutige Tat eines Kameraden gerettet werden. Kaum genesen kam er dann mit den Goslarer Jägern nach Serbien, Mazedonien, Russland und schließlich nach Verdun, wo er in französische Kriegsgefangenschaft geriet. Ausgerechnet hier begann 1916 seine Begegnung mit dem Werk Dantes – und das auch mehr zufällig.⁸

Dantes Göttliche Komödie, I. Folge,
Inferno von Klaus Wrage 1922



Schule „Männlicher Akt im Freien“ gegründet, die von zahlreichen Künstlern besucht wurde, die auf den Spuren Goethes Italien bereisten.

⁷ Die von Arthur Lewin-Funke 1901 gegründeten "Studienateliers für Malerei und Plastik" (sog. "Lewin-Funcke-Schule") in Berlin-Charlottenburg hatte so berühmte Schüler wie August Macke, Felix Nussbaum oder Käthe Kollwitz.

⁸ Die *Commedia* (italienisch für "Komödie"), in späterer Zeit auch "*Divina Commedia*" (Göttliche Komödie) genannt, ist das Hauptwerk des italienischen Dichters Dante Alighieri (1265-1321). Sie entstand während der Jahre seines Exils und wurde wahrscheinlich um 1307 begonnen und erst kurze Zeit vor seinem Tod vollendet. Sie gilt als bedeutendste Dichtung der italienischen Literatur und als eines der größten Werke der Weltliteratur.

Zwischen alten Büchern fand Wrage im Militärlazarett Chambery eine deutsche Dante-Übersetzung: „Und wie Vergil Dante durch die Hölle zum Berg der Läuterung führt, so rettete Dante meine in der Hölle von Verdun zerrissene Seele, indem ich begann, viele Zeichnungen davon zu machen.“⁹ Dantes Werk wurde Wrage zum Wegweiser, der ihn sein ganzes Leben lang begleitete.

Im März 1920 wurde Wrage aus der Kriegsgefangenschaft entlassen und kehrte in seine ostholsteinische Heimat zurück und genoss die ihn fesselnde Landschaft. Wie sehr er sich seiner Heimat verbunden fühlte, bezeugen zahlreiche Aquarelle, die in dieser Zeit entstanden.

Dennoch ging Wrage ein Jahr später nach Berlin. Hier entstanden zunächst 24 Kaltnadelradierungen¹⁰ zu Dantes "Vita Nuova", die mit anderen Zeichnungen auf Anregung von Max Liebermann und Käthe Kollwitz in der Berliner Akademie der Künste ausgestellt wurden.¹¹ Ein Angebot der Akademie, dort eine Klasse für Graphik zu übernehmen, lehnte Wrage ab, es zog ihn wieder nach Malente.

Hier heiratete er die Tänzerin und Ballettmeisterin Greta von Pustau (1902-1989), die er in Klingenberg als Schülerin von Rudolf von Laban¹² kennengelernt hatte. Aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor. Wrage verwirklichte nun mit großem Enthusiasmus die Holzschnitte zu Dantes "Göttlicher Komödie". Wrage erwarb sich mit diesen Arbeiten damals seine besondere Stellung in der Kunst seiner Zeit, und kein Geringerer als Max Liebermann urteilte damals: „Wollen und Können sind hier eins geworden, Geist und Technik sind untrennbar miteinander verbunden.“¹³ Liebermann sah den hohen künstlerischen Wert dieser Arbeiten Wrages darin, dass sie nicht Nachahmungen gotischer Formen waren, sondern deren Wiedergeburt. Die wuchtige und beeindruckende Harmonie von Bild und Wort, die Einheit von Dichtung und Gestaltung ließen Wrages Dante-Blockbücher mit ihren 260 Text- und Bildholz-

⁹ Klaus Wrage, Holzschnitte zu Dantes Göttlicher Komödie, 1922, S.IIIf.

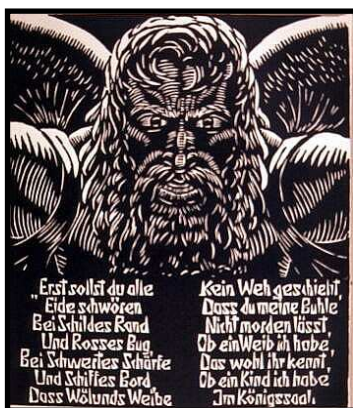
¹⁰ Bei der Kaltnadelradierung wird die Zeichnung unter Kraftaufwand mit einer in Holz gefassten Stahlnadel oder einer aus massivem Stahl bestehenden, etwas schwereren Radiernadel direkt in die Druckplatte (Kaltverformung des Metalls) eingeritzt. Dabei bewirkt ein stärkerer Druck der Nadel auch eine stärkere Linie (siehe dazu: Walter Koschatzky, Die Kunst der Graphik, München 1977, S. 62 ff).

¹¹ In seinem Jugendwerk "Vita Nova" (italienisch: Das neue Leben) schildert Dante Alighieri seine Liebe zu Beatrice, die sein Leben erneuert habe. Das Prosawerk entstand in den Jahren bis 1293, der erste Druck erschien 1576. In dem schmalen Bändchen entwickelt Dante in der Tradition der mittelalterlichen Minnedichtung die Geschichte seiner großen Liebe. Der Begriff "neu" hat dabei eine vielfache Bedeutung, verweist sowohl auf die Jugend der Liebenden als auch auf die erneuernde Kraft der Liebe, weiterhin auf den neuen Stil.

¹² Rudolf von Laban (1879-1958) war ein ungarischer Tänzer, Choreograf und Tanztheoretiker. Er begründete die nach ihm benannte Labanotation.

¹³ Max Liebermann (1847-1935) gehört zu den bedeutendsten Vertretern des deutschen Impressionismus. Nach dem Ersten Weltkrieg und der Revolution übernahm Liebermann 1920 das Amt des Präsidenten der Berliner Akademie.

schnitten zu einem ausdrucksstarken Werk werden, das große Beachtung und das Interesse eines großen künstlerischen und weltanschaulich engagierten Kreises im In- und Ausland fand.



"Im Königssaal"
Klaus Wrage

Man sah in Wrage den Erneuerer des deutschen Holzschnitts, der nach althergebrachter Weise das, was der Künstler innerlich sah, in handwerklicher Gründlichkeit schnitt, vervielfältigte und schließlich im Blockbuch zusammenfasste. Gedruckte Buchstaben galten für Wrage als toter Text, und deshalb war für ihn auch die Graphik der Hauptteil seines Werks, Graphik hier im eigentlichen Wortsinn, denn die Schrift war immer mit einbezogen, Text und Bild als eine lebendige Einheit. Wrage bevorzugte die Graphik, weil sie ihm mehr Möglichkeiten bot als die Malerei, „uns das Unsichtbare zu geben“.¹⁴ Aber Wrage meinte auch, dass die Graphik eine „Schinderei sei, und das Mittel, sich davon zu erholen, kleinformatige Landschaftsbilder, Aquarelle oder Stiftzeichnungen seien“, deren Vielzahl unter der Werken Wrages von diesen „Erholungsphasen“ zeugt.

Seit 1926 wandte Wrage sich der "Edda" zu. In gleicher meisterhafter Beherrschung des Holzschnitts, die von tiefer innerer Schau und Phantasie geprägt waren. Allerdings ging über diese Arbeiten seine Ehe in die Brüche. Beide wollten ihre Kunst leben, was dazu führte, dass ein Familienleben nicht zustande kam. Greta war zumeist in Berlin oder Hamburg im Kreis um Rudolf von Laban tänzerisch tätig und übernahm die Schule für künstlerischen Tanz in Nürnberg, die sie bis ins hohe Alter führte. Wrage unternahm eine Reihe von Reisen in den Schwarzwald, nach Berlin und in die Schweiz. Als Konsequenz daraus wurde die Ehe 1929 geschieden.

¹⁴ Klaus Wrage, Holzschnitte zu Dantes Göttlicher Komödie, 1922, S.IV.

Als 1933 die Nationalsozialisten die Macht übernahmen, wäre Wrage fast unter die "Entarteten" gerechnet worden.¹⁵ 1933 verwüstete die SA eine Ausstellung seiner Arbeiten in Hamburg. Als ihm die Verhaftung drohte, trat Wrage in die Partei ein, um weiteren Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen. Aber als man entdeckte, dass er sich als Graphiker mit der Edda beschäftigt hatte, fand er sich sogar im "Völkischen Beobachter" als Verherrlicher des nordischen Mythos wieder.



Ferdinand Tönnies
Klaus Wrage
(Landesbibliothek Kiel)

Dabei war Wrage keineswegs den neuen Herren willfährig, obwohl ihm 1940 den Kunstpreis der Provinz Schleswig-Holstein zuerkannt wurde. Trotzdem hat er unter dem Fehltrief, seine Hinwendung zur Mythologie der Edda sei eine Huldigung an das Dritte Reich gewesen, nach 1945 schwer zu leiden gehabt. Echter Ausdruck seines Schaffens während dieser Zeit ist u.a. das Blockbuch "Die Tragische Sendung", dessen zentrales Thema das Wissen um den tragischen Auftrag ist, der allem Leben innewohnt und in dem Wrage in einer visionären Zusammenschau den „Höhenweg des menschlichen Geistes durch die Jahrtausende“ erkennen lässt und in dem die wesentlichen Bestandteile der abendländischen Bildung aus christlicher Mystik, indischer Weisheit und germanischer Sagenwelt sich widerspiegeln. Nennen muss man aus dieser Periode auch das Blockbuch "Die Frau auf dem Holm" nach der Sage von Hans Friedrich Blunck.¹⁶

¹⁵ Als "Entartete Kunst" galten im NS-Regime alle Kunstwerke und kulturellen Strömungen, die mit dem Kunstverständnis und dem Schönheitsideal der Nationalsozialisten nicht in Einklang zu bringen waren.

¹⁶ Hans Friedrich Blunck (1888-1961) war Jurist und Schriftsteller. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde Blunck 1933 zum zweiten Vorsitzenden der Sektion für Dich-

Klaus Wrage heiratete 1938 die Hamburger Kaufmannstochter Margarethe Schön und errichtete seinen Wohnsitz in Eutin-Fissau. In der Begegnung mit dem "Eutiner Dichterkreis" entstanden zahlreiche Porträts der Mitglieder dieses Kreises, so auch das Bild von Ferdinand Tönnies, der mit der Familie Wrage, besonders mit Hinrich Wrage, befreundet, aber bereits 1936 verstorben war.

Im Zweiten Weltkrieg, den Wrage in einer Landeschützendivision erlebte, entstanden, bedingt durch die besondere Situation, zahlreiche Zeichnungen, die Wrage u.a. für seinen militärischen Verband ausführte.

Trotz mehrjähriger Vertreibung aus seinem Haus und langwieriger Entnazifizierungsverfahren erlahmte Wrages Schaffenskraft nicht. Zwar ruhte die Arbeit an der "Edda", aber Dante und Goethe waren aktuelle Themen. So konnte er sich auf Ausstellungen und mit Vorträgen vor allem auch in Italien, besondere Anerkennung für seine Dante-Blockbücher erwerben. Die Deutsche Dante-Gesellschaft ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitglied, und auf zahlreichen Ausstellungen erfuhr er internationale Ehrungen und Auszeichnungen.

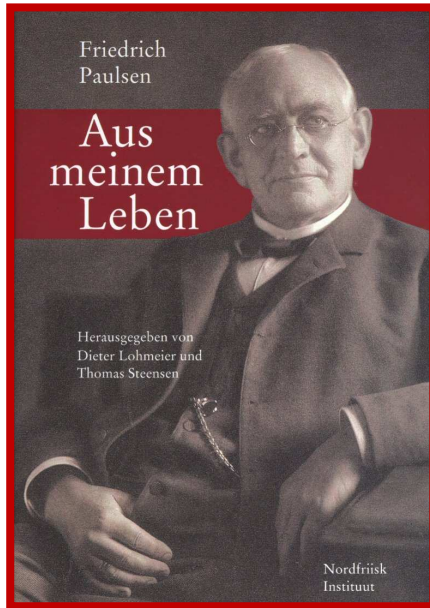
Nach dem Tode seiner Frau 1955 stand ihm Gerda Ziemer, die Schwiegermutter seines jüngsten Sohnes zur Seite. Auf Initiative seines langjährigen Freundes Arnold Jebens vom Malenter Kulturkreis wurde 1977 eine Ausstellung mit Werken der gesamten Malerfamilie Wrage veranstaltet. Neben Werken seiner Eltern waren hier die Arbeiten seiner drei Schwestern Ida, Elsa und Bertha zu sehen. Zum 175jährigen Bestehen des "Ostholsteiner Anzeigers" fasste Klaus Wrage 1977 noch einmal in einer Festschrift "Künstler sehen Eutin" die Grundgedanken seines Schaffens zusammen, dessen Schwerpunkt in den zwanziger Jahren lag, von denen er sagt, die Kunst habe sich „in der neuen Freiheit nach der Starrheit des Kaisertums vom zerfasernden Impressionismus, erweckt durch die Entdeckung der abstrakten Linie des Jugendstils, grob, ehrlich und expressiv bemüht, den künstlerischen Gehalt darzustellen, der oft aus der Tiefe religiös-mystischer Schau kam.“¹⁷

Am 11. September 1984 ist Klaus Wrage im Alter von 93 Jahren in Eutin gestorben.

tion der Preußischen Akademie der Künste gewählt. Noch im selben Jahr wurde er zum ersten Präsidenten der Reichsschrifttumskammer bestellt, die die Kontrolle und Gleichschaltung der literarischen Produktion und Verbreitung vorantrieb. Der regimeferne Schriftsteller Werner Bergengruen charakterisierte Blunck so: „Ich mag nicht annehmen, daß er an den Gräuel des Dritten Reiches Freude gehabt habe [...] er wollte Ruhm, Leser, Auflagen, Geld; alles andere kümmerte ihn nicht.“

¹⁷ Künstler sehen Eutin, Eutin 1977, S. 11f.

Die Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft macht auf folgendes Buch des
Nordfriisk Instituut aufmerksam



Ein erstrangiges Dokument zur nordfriesischen Kulturgeschichte, aber auch zur Bildungshistorie des deutschen Kaiserreichs liegt erstmals vollständig im Druck vor. Zum 100. Todestag des bedeutenden Philosophen und Pädagogen Friedrich Paulsen gab das Nordfriisk Instituut in Bredstedt 2008 die Lebenserinnerungen in einem umfassenden Buch heraus.

In seinen umfangreichen Erinnerungen zeichnet er ein einzigartiges Kulturbild vom Nordfriesland des 19. Jahrhunderts. Die sehr eingehende Bearbeitung und die Kommentierung besorgten der Germanist Prof. Dr. Dieter Lohmeier, früherer Direktor der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek in Kiel, und Prof. Dr. Thomas Steensen, Direktor des Nordfriisk Instituut in Bredstedt.

Das Buch ist gerade für Kenner und Freunde von Ferdinand Tönnies' Leben und Schriften unentbehrlich.

Verlag Nordfriisk Instituut, Bräist/Bredstedt 2008. Es hat 544 S., zahlreiche Bilder und kostet 29,80 €.

ISBN 978-3-88007-346-3

Schriftenreihe der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e. V.

Bücher der Schriftenreihe der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e.V., herausgegeben von Prof. Dr. Wilfried Röhrich.

Folgende Bände sind bisher erschienen:

Band 1: Ferdinand Tönnies, Die Tatsache des Wollens. Aus dem Nachlass herausgegeben und eingeleitet von Jürgen Zander, Berlin 1982, 128 S.

Band 2: Wilfried Röhrich (Hrsg.), Vom Gastarbeiter zum Bürger. Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1982, 97 S.

Band 3: Wilfried Röhrich (Hrsg.), Aspekte der Kritischen Theorie, Berlin 1987, 89 S.

Band 4: Cornelius Bickel und Rolf Fechner (Hrsg.), Ferdinand Tönnies – Harald Höffding: Briefwechsel, Berlin 1989, 339 S.

Band 5: Carsten Schlüter und Lars Clausen (Hrsg.), Renaissance der Gemeinschaft? Stabile Theorie und neue Theoreme, Berlin 1990 256 S.

Band 6: Rolf Fechner und Carsten Schlüter-Knauer (Hrsg.), Existenz und Kooperation. Festschrift für Ingrid Görland zum 60. Geburtstag, Berlin 1993, 315 S.

Band 7: Lars Hennings, Familien- und Gemeinschaftsformen am Übergang zur Moderne. Haus, Dorf, Stadt und Sozialstruktur zum Ende des 18. Jahrhunderts am Beispiel Schleswig-Holsteins, Berlin 1995, 183 S.

Band 8: Rolf Fechner und Herbert Claas (Hrsg.), Verschüttete Soziologie. Zum Beispiel: Max Graf zu Solms, Berlin 1996, 307 S.

Band 9: Uwe Carstens und Carsten Schlüter-Knauer (Hrsg.), Der Wille zur Demokratie. Traditionslinien und Perspektiven, Berlin 1998, 475 S.

Band 10: Frank Osterkamp, Gemeinschaft und Gesellschaft: Über die Schwierigkeiten einen Unterschied zu machen, Berlin 2005, 458 S.